<36602363470010 S

<36602363470010

Bayer. Staatsbibliothek

<36602363470010 S

<36602363470010

Bayer. Staatsbibliothek

Seite 12.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kleine Kinderbibliothek.

Herausgegeben

von

J. H. Campe.

Neue Auflage.

Fünfter Theil.

Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute,
1789.

J. n. 3150

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das kleine Hannchen,

da sie eine Henne mit ihren Jungen erblikte.

Ach! geschwinde, liebste Mutter,
Gieb mir für die Hüner Futter!
Fast sind ihre Kröpfe leer!
Ach! geschwinde Futter her!

Tuk, tuk, tuk! in vollem Haufen
Kommen sie daher gelaufen;
Ha! wie hüpfen groß und klein;
Keines will das lezte seyn.

Wie die Mutter ihre Jungen
Futtert — und den lieben Jungen
Schmekt das Futter gar zu gut;
Was nicht eine Mutter thut!

Voll sind ihre kleinen Kröpfe;
Alle drücken ihre Köpfe
Nun, erfüllt mit reger Lust,
An der Mutter weiche Brust.

Diese will sie gerne decken;
Wie die Kleinen sich verstecken!
O wie sanft läßt sichs da ruhn:
Was doch nicht die Mütter thun!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So genieß ich deiner Pflege,
Liebste Mutter; öfters lege
Ich den Kopf in deinen Schooß —
Groß ist deine Liebe, groß!

Deine Hände stehn mir offen:
Was kann ich von dir nicht hoffen,
O wie gütig bist du mir!
Immer, immer dank ichs dir.

Man muß sich so wenig, als möglich, von andern bedienen lassen.

Konrad sahe eine Reihe wilder Gänse hoch durch die Luft fliegen, und bewunderte den regelmäßigen und feierlichen Flug derselben.

Nach einer Weile fragte er den Vater: "Können je zahme Gänse auch so fliegen?"

Nein! war die Antwort.

Konrad. Wer füttert denn die wilden Gänse?

Vater. Keiner!

Konrad. Ja, wie können sie denn leben?

Vater. Sie suchen sich ihre Nahrung selbst.

Konrad. Aber im Winter?

Vater. Sobald der Winter bei uns eintritt, ziehen sie in wärmere Länder, und im Frühjahr kommen sie wieder zurück.

Konrad. Warum können denn die zahmen Gänse nicht eben so gut fliegen, und warum ziehen sie nicht auch in wärmere Länder, wenn's hier Winter wird?

Vater. Weil alle zahme Thiere verzogene Weichlinge sind, die den Gebrauch ihrer Glieder und ihrer Sinne zum Theil verlernt haben.

Konrad. Warum haben sie das gethan?

Vater. Weil Andere zu sehr für sie sorgten, und ihnen das Leben zu gemächlich machten.

Sieh, lieber Konrad, daraus kannst du lernen, wie nöthig es ist, daß ein Kind sich nicht zu viel von andern Leuten bedienen lasse, sondern sich vielmehr gewöhne, alles, was zu seinem Anzuge und zu seinen Geschäften gehöret, so viel möglich, selbst zu verrichten.

Denn so wie es den Thieren geht, wenn sie nicht mehr für sich selbst zu sorgen haben: so geht es auch den Kindern, wenn die alten Leute ihnen aufwarten und ihnen alles so gar zu gemächlich machen. Da lernen sie niemals ihre Glieder und ihre Sinne recht gebrauchen, und bleiben ungeschikt und unbehilflich ihr Lebelang.

Siehst du nun, warum ich immer so drauf halte, daß man euch keine Handreichung thue bei Dingen, die ihr selbst machen könnt?

Konrad. Ja; nun will ich auch gewiß mir gar nicht mehr helfen lassen! Sonst könnt es mir auch so gehn, wie den Gänsen, die das Fliegen verlernen. C.

Der gute Niklas.

Dem kleinen lieben Niklas ward
Sein Morgenbrod geraubt von einem Knaben,
Der bei ihm in der Schule saß.
Man sah es eher nicht, bis er den lezten Bissen
Verzehrte.
Kind, was machst du da!
Rief Niklas; mir mein Morgenbrod zu nehmen!
Das läßt nicht fein! —

Ein andres Kind erzählte
Es gleich dem Lehrer. Dieser rief
Den kleinen Fresser, und schon sollt' er nun
Den Lohn für sein Vergehn empfangen —
Da rief der kleine Niklas; Bitte, bitte,
O werfen sie die Ruthe hin!
Er wird mein Brod nicht wieder nehmen.
Ihn hat gewiß so sehr gehungert.
Ach, schonen sie ihn doch, ich bitte gar zu sehr!
(Hier flossen Zähren ab von seinen Wangen.)
„Ach, ach! Verzeihen sie ihm doch!
Er thut es nun gewiß nicht wieder.
Nein, glauben sies auf mein Wort. —"
Der Lehrer schloß entzückt den lieben Knaben
In seine Arme, und verzieh dem kleinen Räuber
Auf dieses guten Kindes Flehn.

Der fromme Wunsch eines Kindes.

Mögt ich doch einst so glücklich seyn,
Wie Joseph ist gewesen!
Was hab ich nicht von diesem guten Mann
In meiner Bibel jüngst gelesen!
Wie würde meine Seele sich erfreun,
Vermögt ich das zu thun, was Joseph einst gethan!
Stets will ich sein Gedächtniß ehren.
Gott, welche Freude muß es seyn,
Den Vater zu ernähren!

Sey nicht zu voreilig mit deinem Tadel.

Der Vater und Friz waren bey einem Buchbinder gewesen, und hatten ihn arbeiten gesehen,

Der Mann hatte die Gefälligkeit gehabt, ihnen alles zu zeigen, was zu seiner Kunst gehört, und beide dankten ihm dafür.

„Das ist doch ein recht guter Mann!“ sagte Friz beim Weggehn.

Ein dienstfertiger und gefälliger Mann! setzte der Vater hinzu.

Friz. Aber eins hat mir nicht an ihm gefallen, Vater!

Vater. Was war denn das?

Friz. Daß er so schmuzig war.

Vater. War er das?

Friz. O ja! Er hatte so lange Nägel an den Fingern!

Vater. Wirklich?

Friz. Ja gewiß, Vater; es sahe recht ekelhaft aus. Und denn so hatte er eine so schmierige Müze auf. Fi! ich hätte sie nicht anfassen mögen.

Vater. Das ist wahr.

Friz. Wie einer doch so unreinlich seyn kann!

Vater. Aber, Friz, hast du wohl recht Achtung gegeben, da er den Papband mit gefärbtem Papier überzog? Und hast du recht gesehn, wie er es machte, um das mit Leim beschmierte Papier hinten am Rücken des Buchs so hinterzuschieben, daß es sich nicht in Falten legte?

Friz. Ja! da braucht er seine langen Nägel zu.

Vater. Und hast du auch bemerkt, was er that, da das gefärbte Papier rund herum festgeklebt war, und er nun das Buch zwischen die Presse bringen wollte?

Friz. O ja! da rieb er erst den ganzen Band mit seiner schmierigen Müze.

Vater. Warum mogte er das wohlthun?

Friz. Ja, das weiß ich nicht!

Vater. Ich habe dies schon mehr gesehn, und nach der Ursache mich erkundiget. Sie ist diese: wenn er dies Ueberstreichen mit seiner schmierigen Müze unterließe, so würde das Buch nachher an dem Holze der Presse so fest sitzen, daß er etwas daran zerreißen müßte, um es wieder los zu kriegen.

Friz. I, warum denn?

Vater. Darum, weil der nasse Leim durch das gefärbte Papier durchdringt, und also dieses Papier und das Holz der Presse fest mit einander verbinden würde. Wenn nun aber der Mann erst mit seiner schmierigen Müze darüber fährt: so wird das feuchte Papier dadurch etwas fetticht gemacht, und dann hat er nicht zu besorgen, daß es an dem Holze werde kleben bleiben.

Friz. Sieh, das ist närrisch!

Vater. Merkst du nun, warum der Mann seine Nägel mit Fleiß wachsen läßt, und warum er mit gutem Vorbedacht eine so schmierige Müze trägt?

Friz. (voll Verwunderung) Das ist kuriös!

Vater. Lerne hieraus, lieber Friz, daß wir mit unserm Tadel nicht zu voreilig seyn müssen. Oft scheint etwas tadelnswürdig zu seyn, was doch im Grunde sehr vernünftig ist, weil eine gute Absicht dabei zum Grunde liegt. Man muß daher sein Urtheil so lange zurückhalten, bis man mit völliger Gewißheit weiß, warum einer so und nicht anders gehandelt hat. Aber dieses warum erfahren wir nur selten; daher muß man sich auch nur selten erlauben, das Betragen anderer Leute zu tadeln.

Friz. Gut, das will ich mir merken!

C.

Die Biene.

Als jüngst Frizchens kleine Hand
Kleine Blumensträuschen band,
Stach ein Bienchen sie.
Ach! wie ich erschrocken bin,
Sprach er, warf die Blumen hin,
Lief davon und schrie:

Bienchen, warum stichst du mich?
Fang ich dich, so tödt ich dich;
Sieh, nun bist du mein! —
Aber wie? ich räche mich?
Thierchen, ich befreie dich;
Süßer ists verzeihn.

Eine Abendlustbarkeit.

Eduard, Gustchen, Ferdinand, Friz und einige andere junge Menschen, genossen, nach geendigten kalten Maitagen, im Junius 1782 einen sehr angenehmen heitern Frühlingsabend. —

Bei Sonnenuntergang, da ihre Unterrichtszeit geendigt und ihr ländliches Abendessen verzehrt war, giengen sie, begleitet von ihrem Freunde Julius, einem guten verständigen Jünglinge, zu einer schönen blumichten Wiese, die auf der einen Seite einen spiegelhellen, sanftrauschenden Fluß, auf der andern ein schattiges, nachtigallenreiches Gehölz hatte.

Fröhlich hüpften und sprangen sie da im Grase, welches schon anfing feuchte zu werden, herum, und sangen Lieder voll Unschuld und Freude.

Der mänliche Julius saß unterdes an eine schlanke Buche gelehnt, und empfand in seinem harmlosen Herzen die stillen ruhigen Freuden der feiernden Natur; las in einem lehrreichen Buche, und hatte Acht auf das kleine frohe Völkchen, das für diesen Abend seiner Aufsicht anvertraut war, damit nicht irgend Eins davon zu Schaden kommen oder sonst durch kindische Unbedachtsamkeit u. d. gl. zum Freudenstöhrer werden mögte.

Alle hatten, nach des Vaters Urtheil, sich das Recht zum Genuß dieser Freuden erworben, durch ihren Fleiß und überhaupt durch ihr gutes Verhalten am verflossenen Tage.

Endlich, da es für die Kleinsten zu kühl zu werden began, rief Julius das fröhliche Häufchen zu sich, um heim zu kehren. Alle kamen auf den ersten Wink munter mit Willigkeit herbeigesprungen, und machten sich fertig zur Rückkehr.

Ach! rief auf einmal der kleine lebhafte Gustchen aus, ach, lieber Julius, hat es denn heute geregnet?

Julius. Wie, du frägst, ob es heute regnete? Weißt du nicht, daß es den ganzen Tag, von früh um fünf Uhr, da du aufstandest, bis auf diesen Augenblick so blaue helle Luft, so heiterer Sonnenschein war?

Gustchen. Ja, — aber — meine Schuh sind doch so naß! Und sieh! regnets dort nicht?

Ferdinand und Friz zugleich. Närrchen, meinst du, daß das Regen ist?

Friz allein. Es ist Thau. Nicht wahr, Julius?

Julius. Friz hats getroffen; es ist Thau, was ihr dort sehet, und der hat sich in Tropfen herunter gesenkt, und so ans Gras gehängt; davon nun wurden eure Schuhe naß, indem ihr

im Grase herumsprangel. — Aber, Friz, weißt du denn auch, was der Thau eigentlich ist, woraus er entstehet und woher er kömmt? Wie erklärte uns Vater das, als er neulich mit uns gegen Abend von P. kam?

Friz. Vater sagte, Thau kommt aus der Erde, und — o ich weiß es nicht recht mehr; sag du mirs doch noch einmal!

Alle, wie aus einem Munde: O ja! o ja! lieber Julius, sag du uns was vom Thau! —

So kommt, erwiederte Julius, wir wollen allgemach nach Hause gehn, da können wir unterwegens davon sprechen.

Nun giengen sie, und alle hingen sich an Julius, wo und wie sie konnten, und merkten mit horchender Begierde auf das, was er ihnen vom Entstehen des Thaues sagen, wie er es ihnen begreiflich machen würde. Meine jungen Leser finden es im Folgenden:

Nicht wahr, Friz, fragte Julius, du weißt es schon, daß die Erde inwendig feucht ist? —

Stat Friz antwortete Eduard zuvorkommend: o das weiß ich auch wohl, ich hab es gesehen; auch hat Vater mir es gezeigt, neulich, da ich Vitsebohnen in die Löcher legte, die er gemacht hatte.

Gustchen und Friz zugleich: Löcher nennt man das nicht! — Friz allein: Vater sagte, Vitsebohnen pflanzet man in Reifen, aber große Gartenbohnen u. d. gl. auch wohl an einigen Orten Erbsen — die werden in Löcher gelegt, wenn man sie pflanzet.

Brav! sagte Julius lächelnd, indem er den kleinen Beobachter auf die Achseln klopfte, hast wohl Acht gegeben und gut behalten, was du hörtest und sahest! Dann fuhr er fort:

Ihr wisset also alle, daß die Erde inwendig feucht ist. Auch das wißt ihr wohl, daß die Bäume und alle andere Pflanzen und Gewächse voller Saft sind. Nun hört; wenn es den Tag über, so wie heute, sehr warm war, so senkt sich diese Wärme auch in die kühle Erde und in die Gewächse. Nachher, wenn die Sonne untergegangen ist, und es über der Erde wieder kühler wird; dann schwizt gleichsam die Erde und jede Pflanze von der in sie gedrungenen Wärme, d. h. die Wärme steigt wieder herauf aus der Erde und aus den Pflanzen, und bringt eine Menge von der darin befindlichen Feuchtigkeit mit sich herauf, die dann in kaum merklichen Dünsten in die Höhe steigt.

Wenn nun diese feuchten Dünste in der Luft sich häufen: so werden sie zu schwer, und sinken als feiner Regen nach und nach wieder aus der Luft herunter; hängen sich an Gras und Blumen, machen die Oberfläche der Erde naß, und tränken die nach Erquickung lechzenden Pflanzen und Gewächse, die bei anhaltender Sonnenhize ohne diesen wohlthätigen Thauregen bald verwelken und verdorren würden.

Hier schwieg Julius, und die Kleinen versicherten, daß sie nun wüßten, auch sobald nicht wieder vergessen würden, woher der Thau komme und wovon?

Hierauf sagte Julius prüfend ferner: Nun, Gustchen, wenn's Weihnachten seyn wird, dann wollen wir doch sehen, wie's dann thauet.

Gustchen. O nein, Weihnachten kann es ja nicht thauen!

Julius. Warum nicht?

Gustchen. I, Weihnachten ist es ja nicht warm, und so kann ja auch die Erde nicht schwizen?

Julius. Wie gehts denn zu, wenn die Erde schwizet? —

Staat Gustchen antwortete Eduard: das macht die Wärme, die in die kühle Erde dringt, und dann, wann die Sonne untergangen ist, wieder heraufsteigt in die kühle Luft, und viele, viele feuchte Theilchen, die in der Erde sich aufhalten, mit sich herauf führt.

Julius. Richtig, mein Lieber! Die Wärme zieht sich allemal dahin, wo es kalt ist. So macht z. E. im Winter der warme Ofen die kalte Stube warm. Nicht?

Alle. Ja, das weiß ich wohl!

Julius. Aber wie geht es zu; daß es nicht jeden Abend im Frühling so stark thauet, als diesen Abend?

Friz. Ja, weil es nicht alle Tage so warm ist wie heute.

Julius. Also nicht so viel Wärme in die Erde hineindringen und die feuchten Theilchen mit sich zurük heraufbringen kann. Je stärker am Tage die Hize war, je merklicher ist am Abend der aufsteigende und niedersinkende Thau.

Ferdinand. Weil dann viel Wärme in die Erde dringen und viel feuchte Theilchen mit sich herausbringen kann, wenn es kühle wird in der Luft.

Julius. So wie ich eben gesagt habe. Aber — doch das Uebrige, wenn ihr wollt, morgen Abend. Seht da! dort kömmt Vater — ach! und auch die Mutter, uns entgegen!

Die kleinen lustigen Menschen sahen auf, wurden die geliebten Pflegeeltern gewahr, und alle liefen ihnen in die offenen sie erwartenden Arme.

Nun, das macht ihr gut, sagte der Vater, daß ihr so hübsch bei Zeiten heimkommt. Nun

wollen wir auch hier, unter dem gestirnten mondhellen Himmel ein Liedchen singen. Ich habe zu dem Ende die Flöten mitgebracht. Julius, ich und du wir blasen, und Mutter und die Uebrigen singen.

Da hüpfte die kleine Gesellschaft hoch auf vor Freuden; Vater und Julius fingen an, auf ihren Flöten zu blasen, und die Uebrigen alle sangen dazu das Lied:

Der Mond ist aufgegangen ꝛc.

Als sie das gesungen hatten, da kehrten sie schweigend in das väterliche Haus zurück, und eilten, nach einem gut vollbrachten Tage, vergnügt ihrem Lager zu.

Von einem Ungenannten.

Die Mutter bei der Wiege.

Lieber kleiner Engel schlaf,
Sanfter als Baron und Graf,
Werd ein frommer edler Mann,
Der stets ruhig schlafen kann,
Im Leben!

Werde groß, und werde gut,
Gott verleih dir wackern Muth,
Durch das Herz nur groß zu seyn,
Nicht durch eitlen Flitterschein,
Wie viele!

Habe jedes Gute lieb,
Und zu jedem Guten Trieb,
Und zu jedem Triebe Kraft,
Das macht groß und tugendhaft,
Auch seelig.

Bilde dir auf äussern Schein
Niemals was auf Erden ein;
Aeußrer Glanz ist Puppenspiel;
Scheine nichts, und sey hübsch viel!
Ist besser.

Fürchte Gott und thue recht,
Alles, was du thust, sey ächt;
Denke, daß der brave Mann
Sich durchs Herz belohnen kann,
Gar fürstlich!

Gott laß alles dir gedeihn,
Brod und Wasser, Fleisch und Wein;
Gebe dir zu jeder Frist,
Was dir gut und selig ist!
Nun Amen!

Burman. (abgeändert.)

So gehts, wenn man nicht gehorsam ist!

Julchen war schon 5 Jahr alt, und hatte noch nicht einmal gelernt, gehorsam zu seyn. Könnt ihr's glauben, Kinder?

Eines Tages wollte ihre Mutter aufs Land reisen, und Julchen sollte unterdes zu Hause bleiben. Warum? Weil man sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlassen konnte, und weil die Mutter an den fremden Orte nicht Zeit hatte, Acht auf sie zu geben.

Die Mutter wollte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wohl ein andermal mitnehmen dürfte, Deswegen stellte sie es auf die Probe.

„Hör', Julchen, sagte sie: hier laß ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

Julchen. Was soll ich damit, liebe Mutter?

Mutter. Du sollst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröfnen, bis deine Hofmeisterin kommt, um es aufzuschließen. Verstehst du, Kleine?

Julchen. O ja, liebe Mutter; ich soll das Kästchen nicht aufschließen, bis meine Hofmeisterin kommt.

Mutter. Wirst du denn das auch halten?

Julchen. Ganz gewiß, liebe Mutter!

Mutter. Nun, wenn du folgsam bist, so sollst du auch ein Paar schöne Täubchen haben, die du dir so lange schon gewünscht hast.

Julchen. O je! o je! das soll einmal eine Freude seyn! Aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabei steht?

Mutter. Schöne süße Schafmilch; die sollst du diesen Mittag zu Erdbeeren essen.

Julchen. (hüpfend.) O das ist herrlich!

Die Mutter küßte sie hierauf und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig zu wissen, was doch in dem Kästchen seyn mögte, aber die Hofmeisterin konnte noch nicht kommen.

Sie wartete wohl eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu lassen; aber die Hofmeisterin blieb aus.

Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche; aus der Küche auf die Flur; aber da war keine Hofmeisterin zu sehen und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besahe, befühlte, beroch das Kästchen: aber das half alles nichts. Sie konnte nicht erforschen, was darin wäre.

Endlich riß ihr die Geduld; sie vergaß das Verbot der Mutter; steckte den Schlüssel hinein, drehete, der Deckel sprang auf und —

Hur! flogen ein Paar bunte allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wollte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperren; aber sie flatterten umher; warfen die Flasche mit der Schafmilch entzwei, und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hatte nun Julchen von ihrem Ungehorsam?

Die schönen Tauben waren fort; die süße Schafmilch lag auf der Erde; für Julchen gabs diesen ganzen Tag nichts als Brod und Wasser, und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sahe sie wohl ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterchen in langer Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könnte.

So gehts, ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist! C.

Nach dem Französischen
des Herrn Monget.

Mit welcher Freude eine Anzahl guter Kinder die geliebte Mutter und den Bruder ihrer Pflegemutter empfiengen.

Wer kommt? Wer kommt?
Sie ists, die Mutter unsrer Mutter,
Und unsrer Mutter Bruder kommt mit ihr!
Was zaudern, o was zaudern wir,
Entgegen ihr und ihm zu fliegen?
O laßt doch all' eu'r Spielzeug stehen und liegen,
Ihr Brüder, eilt so schnell ihr könnt!
Laßt sehn, wer jetzt am besten rennt!

Wer rennt am besten unter allen,
Um diesen Gästen um den Hals zu fallen?
Habt ihr schon auf dem grünen Plaz am Teiche
Die Rasenbank gebaut?
Den Baum gebogen, daß er einer Laube gleiche?
Und ist der Baum auch nicht zu sehr behaut,
Daß er den kühlsten Schatten gebe
Für diese Mutter, die nun kommt?
Sie lebe!
Sie lebe dreimal hoch! und dreimal hoch,
Der mit ihr kommt, ihr Sohn!
O seht, o seht, da kommt sie schon!
Wie freundlich lächelt ihr Gesicht!
Man sieht ihr Alter durch dies Lächeln nicht. —
Willkommen, liebe Mutter, lieber Bruder! —
Nun
Was sollen wir euch Liebes thun?
Kann euch die reife Frucht aus unserm Garten
laben?
Wir holen euch die besten, die wir haben.
O sähen wir euren Wunsch doch euren Mienen an!
Wie? oder wollt ihr euch durch sanften Schlaf er-
quicken
So wollen wir den kleinsten Laut ersticken,
Der euren Schlummer stören kann.
So lange soll er eure Augenlieder decken,
Bis unsre Küsse euch erwecken.
Doch vorher setzt euch erst in diese Laube nieder;
Und nun herbei und stimmet an, ihr Brüder!

Alle.

Seyd willkommen tausendmal,
Langgewünschte Beide!
O wer sagt uns überall,
Was für große Freude
Unserm Hause dieser Tag,
Dieser Tag gewähret,

Daß

Daß sich jeder freuen mag,
Jeder, der es höret!

Einer.

Daß die lieben Gäste doch
Endlich angekommen!
Kein Geschäft wird heute noch
Von uns vorgenommen.
Denn wir alle, so uns freun,
So uns freun, ihr Leute!
Heute soll ein Festag seyn,
Ja, das soll es heute!

Alle.

Niemand wag' es rund umher
Finster auszusehen!
Thut ers — o so möge er
Seiner Wege gehen!
Jeder hat hier Freud' im Sinn,
Das ist seelenlabend;
Und das währet nun so hin
Bis zum späten Abend.

Moritz.

Die beiden ungleichen Brüder.

Hier, Kinder, eine merkwürdige Geschichte von zwei ungleichen Brüdern!

Sie waren Söhne eines Bauersmanns. Der eine hieß Peter, der andere Gottlieb.

Peter war ein böser Junge; er war gierig, faul und tückisch.

Gottlieb hingegen war ein liebes gutes Kind, sanft wie ein Schäfchen und fleißig wie ein Bienchen. Auch gab er von allem, was er hatte, seinem Bruder gern die Hälfte, oft sogar sein ganzes Butterbrod.

Einstmals wurden beide in den Wald geschickt, und was sie zu Mittage essen sollten, das ward ihnen mitgegeben.

Es wurde heiß; ganz ermüdet von dem weiten Wege und von der Sommerhitze, setzten sie sich unter einen Baum, und Gottlieb schlief ein.

Gierig warf der heishungrige Peter sich über das Essen her, und verschlang alles, was sie mitgebracht hatten.

Kaum hatte er dies gethan, so lief er davon, und kehrte zurück nach dem Dorfe.

Es ward Abend; die Sonne gieng unter, und der arme Gottlieb erwachte.

Wie er sich die Augen rieb! wie er nach seinem Bruder sich umsah! und da er ihn nirgends erblickte, und nun bemerkte, daß er von ihm verlassen wäre, Gott! wie er da anfieng zu weinen und zu jammern!

„O ich armes armes Kind! rief er aus, was soll ich nun machen! wie soll ich den Weg nach Hause finden! Was soll ich anfangen, wenn ich die Nacht hier im Walde zubringen muß! O ich armes unglückliches Kind!

Indem er noch so klagte, kam eine prächtige Karosse mit sechs schönen weissen Pferden vorbeigefahren. In der Karosse saß ein reicher reicher Mann, der auch ein recht guter lieber Mann war

Dieser hörte den armen Gottlieb weinen, und rief dem Kutscher, halt: Der Kutscher hielt, und ein Bedienter führte den weinenden Gottlieb herbei.

Als nun der reiche Herr vernahm, wie es dem armen Knaben gegangen wäre, ließ er ihn in seinen Wagen heben; und nun gieng es fort im sausenden Galop bis zu des Herrn Pallaste.

Hier ward er herrlich gespeiset und getränkt, und man ließ ihn in einem schönen weichen Bette schlafen.

Am andern Morgen wollte der gute Herr ihn nach seinen Eltern bringen lassen: aber der Kleine war noch so jung, daß er seine Eltern und das Dorf, worin sie wohnten, nicht zu nennen wußte.

Er mußte also bleiben; und weil er ein so gutes folgsames Kind war: so gewann der gute reiche Herr ihn sehr lieb, und ließ ihn sorgfältig erziehen.

Endlich, da er groß geworden war, schenkte der Herr ihm ein Haus und so viel Land und Wiesen dazu, daß er viele Kühe und Pferde halten und recht vergnügt davon leben konnte.

Eines Abends, da er von seinem Felde zu Hause gieng, begegnete ihm ein armer armer Mann, der ganz in Lumpen gekleidet war.

Er gab ihm etwas, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, um zu hören, wodurch er denn so elend geworden wäre?

„Ach, sagte der Arme, das habe ich in der Jugend an meinem armen unschuldigen Bruder verdient!"

Wie so? fragte Gottlieb.

Da erzählte der arme Mann, daß er einst seinen kleinen schlafenden Bruder im Walde verlassen hätte; daß dieser darauf vermuthlich von wilden Thieren zerrissen sey; und daß der liebe Gott es ihm nachher immer übel habe ergehen lassen.

Denkt, Kinder, wie der gute Gottlieb die Augen aufreissen mußte, da er aus dieser Erzählung erkannte, daß der arme Mann sein Bruder wäre!

„Mein Bruder!“ rief er; und fiel ihm um den Hals. Der erstaunte Bruder war wie vom Donner gerührt. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, aber er konnte nur weinen.

Fröhlig, als wenn er einen großen Fund gethan hätte, eilte Gottlieb mit ihm zu Hause, und ließ ihn kleiden und sich erquicken.

Peter hatte die Bosheit seiner Jugend schon längst bereut; Gottlieb hatte sie ihm schon längst vergeben. Jener half nunmehr den Acker bauen, und dieser theilte mit ihm alles, was er hatte.

So lebten sie beide viele Jahre in fröhlicher Geschäftigkeit und brüderlicher Liebe und Einigkeit.

Nach dem Französischen des
Herrn Monget.

C.

Frizchen

an ein Vergißmeinnichtblümchen.

Dich auch so grausam abzubrechen!
Nicht wahr, mein Blümchen, könntst du sprechen,
Du würdest sagen: thu es nicht!
Allein, vergieb mir armen Knaben,
Ich thu es nur um Trost zu haben;
Gewiß! aus Muthwill thu ichs nicht.

Ich hab' ein Schwesterchen; wir liebten
Uns sonst so herzlich; wir betrübten
Uns niemals, weder ich noch sie.
Ach wie sie oft mit süßen Blicken
Mir Kirschen bot vom Ast zu pflücken?
O das vergeß ich ihr doch nie.

Daß sie mich einst noch sollte kränken
Wie hätt' ich so was können denken

Von ihr! und doch hat sie's gethan.
Ach jedem Steine mögt' ichs klagen —
Ich wollt ihr eben etwas sagen;
Sie gieng und sah mich nicht mal an.

Kann Schwesterchen mich so betrüben?
Mein Schwesterchen mich nicht mehr lieben?
Ich Armer, wüßt' ich nur, warum?
Ich habe schon so viel geweinet,
So viel gefragt; allein wie's scheinet,
So kümmert sie sich wenig drum.

Komm, komm, ich will dich zu ihr tragen,
Mein Blümchen, und ihr stehend sagen:
Sieh, Schwester, hier! — Vergißmeinnicht! —
Und will sie dich von mir nicht nehmen,
So will ich mich zu Tode grämen.
Gott oben, der vergißt mich nicht,

Overbeck, (abgeändert.)

Frizchen,

da sein Schwesterchen wieder freundlich war.

Nun sey auch alles Leid vergessen!
Fort, Gram, aus meinem ganzen Sinn.
Ich will nun wieder Aepfel essen,
Und Kräusel treiben, wie vorhin

Sie hat mir nun die Hand gegeben,
Und! liebes Frizchen! mir gesagt;
Und — ach! in ihrem ganzen Leben
Hat sie noch nicht so süß gelacht.

Das war ein Augenblick! ich dachte,
Der ganze Himmel stieg herab,
Als ich mich heimlich an sie machte,
Und sie mir da das Händchen gab.

Ich sah sie an mit warmen Blicken;
Da ward ihr helles Auge naß!
O ich vermag's nicht auszudrücken;
Wie ward mir so! wie fühlt ich das!

„Bist du mein Schwesterchen noch immer? —
„Bist du mein gutes Frizchen noch? —
Ja, ja ich änderte mich nimmer;
Ich war und bin dein Frizchen noch.

Und du bist meine kleine, süße,
Unendlich süße Schwester du! —
Da gaben wir uns Herzensküsse,
Und alle Engel sahen zu.

Overbeck, (abgeändert.)

Der dankbare Anton.

Minna.

Liebe Mutter, erzähle mir doch ein Geschichtchen: bitte, bitte!

Mutter. Laß sehen, wie viel du gestrickt hast?

Minna. Warum?

Mutter. Weil ich, wie du weißt, nur dann etwas erzählen kann, wann du recht fleißig gewesen bist. — (Sie besieht das Strikzeug.) I nun, das geht ja wohl an! Ich bin zufrieden, Minna.

Minna. Nun erzählst du mir auch was?

Mutter. Wenn mir etwas einfällt. Komm, wir wollen mit unserer Arbeit in die Laube gehen; unterdessen werde ich mich wohl auf etwas besinnen.

(In der Laube.)

Minna. Nun, Mutter?

Mutter. Ja, was erzähl' ich dir denn? — Hast du die Geschichte vom kleinen dankbaren Anton schon gehört?

Minna. Nein, liebe Mutter! Was ist das für eine?

Mutter. Du sollst sie hören:

In Flandern — weißt du auch noch, wo Flandern liegt?

Minna. O ja, in den Niederlanden.

Mutter. Richtig! In Flandern also lebte ein armer armer Mann, der auf der ganzen Welt fast nichts hatte, als einen kleinen guten Sohn von sechs Jahren, welcher Anton hieß.

Der kleine Anton war eben so arm, als sein Vater, und hatte auf der ganzen weiten Welt weiter nichts, als — ein Kaninchen.

Minna. Ach, Mutter, das sind allerliebste Thierchen, die Kaninchen! Wenn ich doch auch eins hätte!

Mutter. Liebe Minna, du hast so viel andere Dinge zu deinem Vergnügen, daß du ein Kaninchen füglich entbehren kannst. Du hast gute reinliche Kleider, wollschmeckendes und gesundes Essen und Trinken, ein bequemes Bettchen, eine niedliche Puppe, ein Lämchen, ein Paar Täubchen und einen ganzen Schrank voll Bücher und Spielsachen. Von alle dem hatte der arme Anton nichts.

Minna. Himmel! er hatte nicht einmal Kleider?

Mutter. Alte schmuzige Lumpen, welche kaum seine Blöße deckten!

Minna. Und kein Bett?

Mutter. Ein wenig Stroh in einem Winkel auf der Erde!

Minna. Und nichts zu essen und zu trinken

Mutter. Zu essen oft gar nichts: wenn's ihm recht gut gieng, so hatte er ein Stück schwarzes troknes Brod und einen Trunk Wasser dazu.

Minna. O der arme Anton! Wenn er doch hier wäre, ich wollte ihm alle Tage von meinem Frühstück und von meinem Vesperbrod die Hälfte geben!

Mutter. Nun, höre weiter! — So arm der kleine Anton nun auch war: so lebte er doch vergnügt; denn sein liebes Kaninchen ersezte ihm alles. Auch war es wirklich ein ganz allerliebstes Thierchen.

Minna. Wie sahe es denn aus?

Mutter. wo weiß, wie der Schnee, wenn die Sonne darauf scheint; ach, und sein weisses Felchen war so weich, so weich wie Seide! Seine Augen schienen ganz von Feuer zu seyn.

Minna. Allerliebst!

Mutter. Und dabei war es so zahm, an den kleinen Anton so gewöhnt! So oft sein Vater ihm ein Stück Brod zu Hause brachte, sezte er sich damit hinter die Hütte ins Gras. Dann brauchte er nur zu rufen: Hänschen! Hänschen! gleich war sein liebes Kaninchen da, hüpfte ihm in den Schooß, sezte sich auf die Hinterfüße, und nahm ihm ein Stückchen Brod nach dem andern aus dem Munde.

Minna. O liebe, beste Mutter, so ein Kaninchen muß ich auch haben!

Mutter. Du kannst ja dein Lämchen und deine Taube eben so gewöhnen. Glaube mir, Kind, alle Thiere sind dankbar und lieben uns, wenn sie sehen, daß wir sie lieb haben.

Nun — um wieder auf unsern Anton zu kommen — so verstrich dem guten Knaben ein ganzes Jahr; und ohngeachtet er oft Hunger hatte und viel Ungemach ausstehen mußte, so

war er doch nicht traurig darüber, weil sein liebes Kaninchen ihm alle Tage so viele Freude machte.

Aber nun kam eine schlimme Zeit. Der arme Anton wurde krank, sehr krank!

Minna. Was fehlte ihm denn?

Mutter. Er hatte Steinschmerzen.

Minna. Steinschmerzen? Das versteh ich nicht.

Mutter. Wohl dir, daß du nie erfahren hast, was für eine schmerzhafte Krankheit darunter verstanden wird! — Du weißt doch, daß in unserm Leibe eine Blase ist, worin sich alle die überflüßigen Feuchtigkeiten sammeln, welche wir nicht bei uns behalten können?

Minna. O ja, das weiß ich wohl!

Mutter. Nun stelle dir vor, in dieser Blase entstehen zuweilen Steine, wie ein Taubenei groß, auch wohl noch größere, welche sich vor die kleine Oefnung der Blase legen, daß das Wasser davor nicht herauslaufen kann. Denke, was das für Schmerzen machen muß, wenn die Blase voll ist, und man das Wasser nicht kann laufen lassen!

Minna. Himmel! — Aber wie können denn solche Steine in der Blase entstehen?

Mutter. Du mußt wissen, liebes Kind, daß die Steine, wie alle andere Körper, aus ganz feinen Theilchen bestehen. Willst du das recht deutlich sehen, so hole mir einen Hammer.

(Minna holte einen Hammer und die Mutter schlug damit auf einen kleinen Stein, bis er zu lauter Staubtheilchen zertrümmerte.)

Siehst du, Minna? Aus feinen Theilchen bestehen die härtesten Steine. Dergleichen Theilchen nun kommen oft mit Speis und Trank vermischt in unsern Leib und besonders in die Bla-

ſe. Da ſezen ſie ſich denn zuweilen an einander, und werden Stein. Das widerfuhr nun jezt dem armen kleinen Anton, und er litt daher ganz fürchterliche Schmerzen.

Minna. Kann denn das nicht kuriert werden?

Mutter. Nicht immer; zuweilen muß man daran ſterben. Oft aber ſchneiden die Aerzte dem Kranken ein Loch in den Leib, um den Stein herauszunehmen. Wenn ihnen das gelingt, ſo iſt dem Uebel abgeholfen.

Minna. Ließ der arme Anton ſich denn auch ſo ein Loch ſchneiden?

Mutter. Das hätt' er gerne gethan, um der unausſtehlichen Steinſchmerzen loszuwerden. Aber es fand ſich kein mitleidiger Arzt, der die Mühe, ihn zu ſchneiden, umſonſt übernehmen wollte; und Geld konnte ſein Vater nicht darauf verwenden, weil er keins hatte. Da mußte alſo der arme Anton liegen und ſich krümmen und winſeln, daß es einen Stein hätte rühren mögen.

Minna. O der arme Junge!

Mutter. Da kam denn oft ſein liebes Kaninchen und ſezte ſich neben ihm aufs Stroh, und ſah ihn ſo kläglich an, als wenn es ſagen wollte; „ach, du armer Anton, wie dauerſt du mich!“ Und Anton ſahe ſein liebes Kaninchen dann wieder ſo wehmüthig an, als wenn er ſagen wollte: „du liebes Thierchen, nun werde ich dich wohl bald verlaſſen müſſen!“

Nun wohnte in der Nachbarſchaft ein reicher und mitleidiger Mann; der hörte von Antons Leiden und von ſeines Vaters Armuth reden. Gleich kam er ſelbſt gegangen, um zu ſehen, ob das alles wahr wäre, und wie er ihm helfen könnte?

Als nun dieser gute Mann in die Hütte trat und den armen kranken Anton so ganz verhungert und abgezehrt auf seinem Strohlager liegen sah; so konnt' er sich der Thränen kaum enthalten.

„Armes Kind, sagte er, gieb dich zufrieden, ich will für dich sorgen!"

Und gleich ließ er den kranken Knaben in sein schönes Haus tragen. Hier ward er in ein hübsches reinliches Bettchen gelegt, und so verpflegt, als wenn er des reichen Mannes leiblicher Sohn gewesen wäre.

Auch mußte gleich ein geschikter Arzt geholt werden, der ihn kurierte. Die Kur gieng auch so gut von statten, daß der Knabe nach vierzehn Tagen gesund und wohl wieder zu seines Vaters Hütte zurückkehren konnte.

Diesem hatte der reiche Mann unterdes auch etwas zu verdienen gegeben, und den guten Anton hatte er noch obendrein vom Kopf bis zu den Füssen kleiden lassen. Vater und Sohn fanden sich also nunmehr glücklicher, als sie je gewesen waren; und das treue Kaninchen machte vor Freuden hohe Luftsprünge, da es seinen lieben Anton wieder sahe.

Da sagte der gerührte Vater zu seinem Sohne: „sieh, lieber Anton, wie glücklich uns der liebe Herr gemacht hat! Was wollen wir denn nun ihm dafür wieder thun, um ihm unsere Dankbarkeit zu bezeigen?"

Anton bedachte sich einen Augenblick; dann rief er freudig aus: o ich will ihm mein liebes Kaninchen bringen!

Minna. (erstaunt) Ah!

Mutter. „Thue das liebes Kind, sagte der Vater: es ist dein Liebstes, es ist dein ganzer Reichthum. Besser kannst du ihm deine Dank-

barkeit nicht bezeigen. Sage ihm auch: dein Vater wollte alle Woche einen Tag umsonst für ihn arbeiten."

Der Kleine fing sein Kaninchen, und ohngeachtet es ihn schmerzte, sich davon zu trennen, so lief er doch so freudig damit fort, als wenn es ihm erst jezt wäre geschenkt worden und er es nun zu Hause trüge.

Minna. O wenns der reiche Mann nur nicht annimmt!

Mutter. Hättest du es nicht genommen?

Minna. Nein, Mutter, gewiß nicht!

Mutter. Nun, der reiche Mann hatte auch ein Herz, wie man es haben muß. Er hörte den kleinen Anton erst ruhig an. Aber dann nahm er ihn auch auf die Arme, küßte ihn und sagte:

„Recht so gutes Kind! Man muß dankbar seyn gegen diejenigen, die uns Gutes erwiesen haben. Aber ich bin mit deinem guten Willen schon zufrieden. Nimm dein Kaninchen nur wieder mit; ich kaufe dir noch eins dazu, damit du ein Pärrchen habest."

Der gute Mann hielt Wort. Er that aber auch noch mehr; er bezahlte für den armen Anton das Schuldgeld, damit er etwas lernte, und seinem ehrlichen Vater gab er so viel zu verdienen, daß beide ferner keinen Mangel leiden durften.

Anton wurde groß und gut; war immer fromm und arbeitsam; auch gieng es ihm immer wohl, und wenn nachher Eltern ihre Kinder zur Dankbarkeit ermuntern wollten: so erzählten sie ihnen die Geschichte von Anton und seinem Kaninchen.

C.

Ermunterung zur jugendlichen Thätigkeit.

Kinder geht zur Biene hin:
Seht die kleine Künstlerin,
Wie sie emsig sich bemüht,
Und aus allem Honig zieht!
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh,
Ist geschäftig spät und früh.

Und ich wollte müßig seyn?
Nein, ich will schon jung und klein
Arbeisamer seyn, als sie;
Ich, dem Gott Verstand verlieh.
Meines Lebens erste Zeit
Sey in muntrer Thätigkeit
Gott und meinem Glück geweiht.

Nicht zu träger Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit.
Ich empfing aus seiner Hand
Leben, Kräfte und Verstand.
Das, das spornet mich zum Fleiß,
Großer Gott, zu deinem Preis,
Jezt als Jüngling, einst als Greis!

Sturm.

Aufmerksam.

Kind.

Lieber Vater, warum darf denn Gottfried nicht mit spazieren gehn?

Vater. Weil er in der Schule nicht aufmerksam gewesen ist.

Kind. Was heißt denn aufmerksam? Das Wort versteh ich nicht.

Vater. Bist du denn noch niemals aufmerksam gewesen?

Kind. Ich weiß nicht.

Vater. Du weißt es wohl; aber du verstehst nur das Wort nicht. Wenn dein Lehrer bei dir sitzt und mit dir redet, was thust du dann?

Kind. Ich höre zu.

Vater. Das ist gut; aber indem du zuhörst, denkst du nicht auch zugleich an etwas?

Kind. Ja!

Vater. An was denkst du denn?

Kind. Ich denke an das, was mir der Lehrer sagt.

Vater. Nun gut, wenn du das thust, so bist du aufmerksam, und so mußt du allemal seyn, wenn du etwas hörst oder siehst. Du könntest aber auch, wenn dein Lehrer mit dir redet, unterdessen an etwas anders denken. z. E. an deine Spielsachen oder ans Essen, und wenn du das thätest, alsdann wärest du nicht aufmerksam, sondern unachtsam.

Kind. Ha, ha!

Vater. Es ist aber nicht recht, wenn man unachtsam ist; denn da lernt man nichts, das heißt, man behält nichts von dem, was der Lehrer sagt.

Siehe; so hat es Gottfried heute gemacht, darum darf er auch nicht mit spaziren gehn. Denn wenn man nicht recht thut, so darf man auch kein Vergnügen haben.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand, mit kleinen Abänderungen.

Winterfreude.

Merkt, Kinder, auf mein Prophezeihn,
  Auf meine neue Mähr!
Sie heißt — sie heißt: bald wird es schnei'n!
  Ist das nicht neue Mähr?

Zwar die Natur zur Frühlingszeit
  Ist wunder = wunderschön;
Doch sollten wir zur Winterszeit
  Nicht auch ihr Lob erhöhn?

Schon friert es, wie mans wünschen kann,
  So früh wie's selten pflegt.
Und nun gehts bald zur Glitschebahn,
  Die uns so sicher trägt.

Nun fliegen wir im Schlitten bald
  Schnell übers weisse Feld,
Und jauchzen, daß es wiederhalt:
  Schön ist auch jezt die Welt!

Der krause Wald, der glänzend starrt,
  Vom Eichbaum bis zum Strauch;
Und jeder Fluß, gepanzert hart,
  Macht ja Vergnügen auch.

Wie blinket sie die krause Flur,
  Vom reinsten Silberlicht,
Wenn früh die Seele der Natur *)
  Durch düstre Nebel bricht.

Laut zwitschern dann die Vögelein
  Im jungen Sonnenlicht.
Wir frohen Knaben jubeln drein
  Und achten Kälte nicht.

*) Die Sonne.

Ja wunderschön ist Gottes Welt,
In jeder Jahreszeit,
Der, dem es nicht in ihr gefällt,
Ist wohl nicht recht gescheit!

Ein Ungenannter.

Der Kanarienvogel.

Eine Erzählung.

Kanarienvögel! Wer kauft meine Kanarienvögel? schöne Kanarienvögel!

So schrie ein Mann, der eben vor Fiekchens Hause vorbei gieng. Es war ein Vogelhändler, der einen großen Bauer auf seinem Kopfe trug. Er war ganz voll von Kanarienvögeln. Sie hüpften so leicht auf den Stöcken herum, und zwitscherten so allerliebst, daß Fiekchen, von ihrer Neugierde hingerissen, sich beinahe zum Fenster heraus gestürzt hätte, um sie nur recht ansehen zu können.

Wollen Sie nicht einen Kanarienvogel kaufen Mamsel, rief ihr der Vogelhändler zu?

J, warum nicht? antwortet Fiekchen; es kommt nur nicht auf mich an. Wart er ein wenig, ich will gehn und meinen Papa um Erlaubniß bitten.

Der Vogelhändler versprach zu warten. Er setzte sein Bauer auf ein breites Geländer, das an der andern Seite der Straße war, und blieb daneben stehen. Fiekchen lief unterdessen auf ihres Vaters Stube, und rief ganz außer Athem: Kommen Sie doch geschwind, Papa, kommen Sie!

Herr v. Gourci. Nun, was giebts denn, meine Tochter?

Fiek=

Fiekchen. O, da ist ein Mann mit Kanarienvögeln! Ich glaube er hat über hundert; einen großen Kesicht ganz voll, den er auf dem Kopf trägt.

H. v. Gourci. Und warum freuest du dich so sehr darüber?

Fiekchen. Ja, Papa, ich will — ich meine, wenn Sie mir erlauben, so mögte ich wohl einen kaufen.

H. v. Gourci. Hast du auch Geld dazu?

Fiekchen. O! Geld hab ich genug in meinem Beutel.

H. v. Gourci. Aber wer wird dem armen Vogel sein Futter geben?

Fiekchen. Ich, ich, Papa! Sie sollen nur sehen, er wird recht froh seyn, mir anzugehören.

H. v. Gourci. Ach, ich fürchte sehr —

Fiekchen. Was fürchten Sie, lieber Papa?

H. v. Guorci. Daß du ihn wirst verhungern lassen.

Fiekchen. Ich ihn verhungern lassen! Ach, gewiß nicht, ich will mein Frühstück nicht eher anrühren, bis mein Vogel seines hat.

H. v. Gourci. Fiekchen! Fiekchen! du bist sehr unbedachtsam; wenn du ihn nur einen einzigen Tag vergissest, so ist er hin.

Fiekchen bat und liebkosete ihren Vater so viel, daß er endlich ihren Bitten nachgab, sie bei der Hand nahm, und mit ihr über die Straße gieng. Sie kamen zum Bauer, und wählten sich den schönsten Kanarienvogel, der da war. Es war ein Männchen, hellgelb mit einem kleinen schwarzen Häubchen auf dem Kopfe.

Wer war froher, als Fiekchen? Sie reichte dem Vater ihren Beutel, damit er den Vogel bezahlen mögte. Hernach gab er ihr Geld, zu

einem schönen Kefich mit zwei kristalnen Näpschen zum Essen und Trinken.

Fiekchen hatte nicht sobald ihren Kanarienvogel in seinen kleinen Pallast gesetzt, so lief sie im ganzen Hause herum, und rief ihre Mutter, ihre Schwestern und alle Dienstboten zusammen, um ihnen den Vogel zu zeigen, den ihr Vater ihr gekauft hatte. Wenn einige von ihren kleinen Freundinnen zu ihr kamen, hieß es gleich: wißt ihr wohl, daß ich den hübschesten Kanarienvogel in ganz Paris habe? Er ist gelb wie Gold; und hat ein Häubchen auf dem Kopfe: so schwarz wie die Federn auf Mama's Hute. Er ist ein Männchen; kommt, kommt, ich will ihn euch zeigen. Er heißt Mimi.

Mimi befand sich sehr wohl, bei der Sorge, die Fiekchen für ihn trug. So bald sie aufstand, bekam er frisches Futter und klares Wasser. Wenn bei ihres Vaters Tische Zuckerbrod aufgetragen wurde, so ward Mimis Theil am ersten bei Seite gelegt. Sie hatte immer kleine Stückchen Zucker im Vorrath für ihn, und sein Bauer war auf allen Seiten mit frischem Hühnerdarm und Hirse behangen.

Mimi war nicht undankbar für so viel Güte: er lernte Fiekchen von andern unterscheiden; und sobald sie in die Stube trat, schlug er mit den Flügeln, und zwitscherte ohne Aufhören.

Nach acht Tagen fieng er an zu singen, und erfand von selbst recht artige Melodien. Manchmal wechselte er die Töne seiner Stimme so lange in seiner kleinen Kehle, daß man glaubte, er würde am Ende seiner Kadanzen vor Mattigkeit sterben; aber nachdem er ein wenig eingehalten hatte, fieng er aufs neue an, mit einem so starken und hellen Schall, daß er das ganze Haus durchdrang.

Fiekchen brachte ganze Stunden bei seinem Bauer zu. Sie ließ zuweilen ihre Arbeit aus den Händen fallen, um ihn anzusehen; und wenn er sie mit einem hübschen Liede beschenkt hatte, beschenkte sie ihn wiederum mit einer Arie, die er gleich zu wiederholen versuchte.

Nach und nach wurde Fiekchen dieses Vergnügen gewohnt. Ihr Vater schenkte ihr einmal ein Buch mit Kupfern, das sie so angenehm beschäftigte, daß sie Mimi darüber ein wenig versäumte.

Er pipte, so bald er Fiekchen nur von weitem sah, aber Fiekchen hörte ihn nicht mehr. Beinahe eine Woche war verflossen, ohne daß er frischen Hühnerdarm oder Zwieback bekommen hätte. Er sang; aber umsonst! Fiekchen hatte ganz andere Dinge im Kopf.

Ihr Geburtstag war gekommen, und einer ihrer Pathen hatte ihr eine große Puppe, die auf kleinen Rädern gieng, geschenkt. Ueber dieser Puppe, die sie Kolombine nannte, vergaß sie den kleinen Mimi ganz und gar.

Vom Morgen früh bis auf die Nacht that sie nichts als Mamsel Kolombine an= und ausziehen, mit ihr reden, und sie in der Stube herumführen. Das arme Vögelchen war sehr froh, wenn es nur am Abend ein Bischen Futter kriegte; aber manchmal mußte es bis auf den folgenden Tag warten.

Eines Tages, als H. v. Gourci bei Tische saß, wandte er zufälliger Weise seine Augen nach dem Vogelbauer, und sah den Kanarienvogel auf dem Bauche liegen. Er keuchte schwer: seine Federn standen in die Höhe, und er war so rund wie ein Knäuel.

Herr v. Gourci näherte sich, und hörte kein freundliches Gezitscher; kaum hatte das arme Thierchen Kraft genug Athem zu holen.

Fiekchen, schrie H. v. Gourci, was fehlt deinem Kanarienvogel? Fiekchen erröthete. Ach lieber Papa, ich habe — ich habe ihn vergessen — und zitternd gieng sie hinaus, um die Schachtel mit Hirse zu holen.

Herr v. Gourci nahm den Kesicht mit dem Vogel herunter, und besah sein Eß- und Trinknäpfchen. Ach! Mimi hatte kein Körnchen mehr, nicht einen einzigen Tropfen Wasser.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; du bist in sehr grausame Hände gefallen. Wenn ich das vorher gesehn hätte, ich würde dich nie gekauft haben. Die ganze Gesellschaft stand voll Bedauern vom Tische auf, und alle sagten: der arme Vogel!

Herr v. Gourci that Futter in das Eßnäpfchen, und füllte das Trinknäpfchen mit frischem Wasser.

Mit vieler Mühe brachte er Mimi endlich zum Leben zurück.

Fiekchen stand vom Tische auf, und gieng mit Thränen in ihr Zimmer, wo sie ihr Schnupftuch recht naß weinte.

Den andern Tag befahl Herr v. Gourci, daß man den Vogel forttragen, und ihn dem Sohne seines Nachbars, des Herrn v. Mursani, schenken sollte, der für ein sehr sorgfältiges Kind gehalten wurde, und besser Acht auf ihn geben würde als Fiekchen.

Jetzt hätte man die Klagen der Kleinen hören sollen. Ach, mein lieber Vogel! mein armer Mimi! Gewiß, ich versprech es ihnen, mein lieber Papa, ich will ihn in meinem Leben keinen Augenblick mehr vergessen. Lassen Sie ihn mir nur noch diesmal.

Herr v. Gourci ließ sich endlich durch Fiekchens Bitten rühren, und sie behielt ihren Kana:

rienvogel. Indessen gab er ihr doch einen scharfen Verweis, und ermahnte sie, in Zukunft ja besser Acht auf ihn zu geben.

Dieses arme Thierchen, sagte er, ist eingesperrt, und nicht im Stande, selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen. Wenn du was brauchst, so kannst du es fordern; aber Mimi kann uns seine Sprache nicht verständlich machen. Wenn du ihn je wieder Hunger oder Durst leiden lässest, so —

Ein Strom von Thränen lief über Fiekchens Wangen bei diesen Worten. Sie ergrif ihres Vaters Hände und küßte sie, konnte aber vor Betrübniß kein Wort hervorbringen.

Nun war Fiekchen zum zweitenmal im Besitz ihres Mimis, und Mimi war von Herzen mit seiner kleinen Gebieterin ausgesöhnt.

Ein Monat darnach mußte Herr v. Gourci mit seiner Gemahlin eine Reise von etlichen Tagen vornehmen. Fiekchen, Fiekchen, sagte er zu seiner Tocher, laß dir deinen armen Mimi ja recht empfohlen seyn!

Kaum waren ihre Eltern in den Wagen gestiegen, so lief Fiekchen zu dem Bauer, und versorgte den Vogel mit allem, was er brauchte. Einige Stunden darnach fieng ihr die Zeit an lang zu werden. Sie ließ ihre kleinen Freundinnen zu sich bitten, und ihre Fröhlichkeit stellte sich wieder ein.

Sie giengen zusammen spatzieren, und nach ihrer Zurückkunft brachte sie einen Theil des Abends mit Blindekuh und andern Spielen zu: nach diesem wurde getanzt. Endlich ganz spät gieng die kleine Gesellschaft auseinander, und Fiekchen legte sich von Müdigkeit ganz abgemattet zu Bette.

Den andern Morgen erwachte sie mit Anbruch des Tages, und dachte an nichts als Spiele und Unterhaltungen. Wenn ihr Mädchen st

gelassen hätte, wäre sie gleich zu den Fräuleins von St. Maur gelaufen. Sie mußte aber bis Nachmittag warten. Kaum aber hatte sie gegessen, so ließ sie sich hinführen.

Und Mimi? der mußte den ganzen Tag allein bleiben und fasten. Auch der folgende Tag ward mit Vergnügen zugebracht.

Und Mimi? Ward wieder vergessen.

Den dritten Tag gieng es eben so.

Und Mimi? Ja, wer hätte bei so vielen Zerstreuungen an ihn denken können?

Den vierten Tag kamen Herr und Frau von Gourci von ihrer Reise zurück. Fiekchen hatte kaum an ihre Rückkehr gedacht. So bald ihr Vater sie umarmte und nach ihrer Gesundheit gefragt hatte, sagte er: nun, was macht Mimi? Er ist recht wohl, antwortete Fiekchen mit einiger Verwirrung, und lief zu dem Kefickt, um ihn zu holen.

Ach, das arme Thierchen lebte nicht mehr! Es lag auf dem Bauche, mit ausgestrekten Flügeln und ofnem Schnabel. Fiekchen fing an laut zu schreien, und rang die Hände. Die ganze Familie lief zusammen und sahen, was geschehen war.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; wie schmerzhaft ist dein Tod gewesen! Hätte ich dich vor meiner Abreise erstikt, so würdest du nur einen Augenblick gelitten haben; aber jezt hast du drei Tage hindurch alle die Qualen des Hungers und Durstes ausgestanden, und bist in einem langen und grausamen Kampf gestorben. Indessen bist du noch glücklich, aus solchen grausamen Händen erlöset zu seyn.

Fiekchen hätte sich gerne in die Erde verbergen mögen. Sie hätte all ihr Spielzeug, ihre ganze Sparbüchse gegeben, um Mimi das

Leben wieder zu erkaufen; aber jezt war alles umsonst.

Herr v. Gourci nahm den Vogel, ließ ihn ausnehmen und ausstopfen, und hing ihn an die Decke des Zimmers auf. Fiekchen unterstand sich nicht dahin zu sehen; so oft sie ihn zufälliger Weise erblickte, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie bat ihren Vater alle Tage, ihn wegnehmen zu lassen.

Nach vielem Bitten ließ es Herr v. Gourci endlich geschehen, aber jedesmal, daß Fiekchen sich von ihrem Leichtsinn und ihrer Unbesonnenheit hinreißen ließ, ward der Vogel wieder aufgehangen; und sie mußte hören, daß alle Leute im Hause sagten: armer Mimi, du hast einen sehr grausamen Tod erlitten!

Nach dem Französischen des Hrn. Barquin.

W. und A.

Loblied eines Kindes für den Lebensunterhalt.

Wenn ich durch die Strassen gehe,
Und den Armen weinen sehe,
Dann denk ich an mich zurück,
Und erkenne, Gott! mein Glück.

Gütiger, als gegen diesen,
Hast du dich an mir erwiesen!
Bettelnd geht von Thür zu Thür
Hungrig dieser — wohl ist mir.

Kinder seh ich halb bekleidet,
Frieren. Aber mir bescheidet
Gottes Güte Kleid und Dach,
Und ein warmes Schlafgemach.

Da du mich vor andern liebest,
Und mir Brod und Kleidung giebest,
Gott! so gieb, daß ich dabei
Treuer dir als andre sey.

Zwei Gespräche.

Erstes.

Die Mutter. Heinrich, zwölf Jahr alt. Charlotte, zehn Jahr. Louise, acht Jahr.

Louise.
Guten Morgen, liebes Mütterchen! Sehen sie, da sind wir schon fix und fertig. Wenn doch nun auch schon der Kahn da wäre!

Mutter. Du wirst dich noch wohl ein wenig gedulden müssen: es ist ja erst kaum sechs Uhr. Kommt, wir wollen unterdessen im Garten spazieren gehen.

Heinrich. O, lassen sie uns doch die Allee hinunter gehen, die zum Wasser führt; kommt denn der Kahn, so können wir ihn gleich sehen. (Sie gehen in den Garten.)

Charlotte. Ach liebe Mutter, wie herrlich das Wetter ist! Am ganzen Himmel ist kein Wölkchen zu sehen. Und sehen sie, da wo die Sonne in das Wasser scheint, funkelt es wie tausend Diamanten. Das wird eine Lust seyn! Nicht wahr, erst fahren wir zu der guten Barbe, die bei ihnen gedient hat?

Mutter. Ja.

Heinrich. Ist es weit von hier?

Mutter. Wir werden wohl eine Stunde zu fahren, und hernach auch noch ein Endchen

zu gehen haben, denn ihr Haus liegt nicht dicht am Fluße.

Heinrich. O, desto besser wird das Frühstück schmecken! Und hernach — o sagen sie doch, liebe Mutter?

Mutter. Nun hernach gehen wir im Wäldchen spaziren, das dicht daneben ist; da könnt ihr springen, laufen, Blumen pflücken, Schmetterlinge jagen —

Heinrich. Ja, und wenn es zu heiß wird, setzen wir uns in den dicksten Schatten, und ich les' ihnen vor.

Charlotte. Und denn, nicht wahr, liebe Mutter, denn lassen sie unter den Bäumen decken, an dem schönen Ort, wovon sie uns oft gesagt haben, wo der kleine Bach fließt, der so klar ist, daß man jeden Stein darin sehen kann. O lassen sie uns doch ja nicht eher nach Hause fahren, bis der Mond aufgegangen ist, und denn singen sie uns ein Lied! So bei Mondschein auf dem Wasser zu fahren, und sie singen zu hören, das muß ein Vergnügen seyn, das über alles geht!

Heinrich. (Der unterdessen den Fluß hinunter gesehen hat.) O, der Kahn! der Kahn! da kommt er! Wo ist Louischen? Da läuft sie nun herum, und der Kahn ist d[illegible] Ha! da kommt sie. (Er läuft ihr entgegen.) Louischen der Kahn ist da!

Louise. (Die indeß im Garten herum gestrichen ist, kommt eilends herbei gelaufen.) Der Kahn? O, das ist schön. Ich will gleich kommen; geben sie mir nur erst einen Schilling; da ist eine arme Frau, und ein alter Mann mit vier Kindern, denen will ich ihn bringen. Ich komme gleich wieder.

Mutter. Wo hast du denn diese armen Leute gesehen?

Louise. J, der Gärtner machte die Thür auf, die ins Feld geht, um Erde herein zu fahren, und da guckt ich so ein Bischen hinaus, da kamen sie übers Feld gerade auf mich zu. Die armen Kinderchen! — sie sollten nur sehen, wie zerlumpt und hungrig sie aussehen: zwei sind noch ganz klein, so klein wie Bruder Frizchen.

Mutter. Kommt, Kinder. Wir wollen doch sehen, ob sie noch da sind.

Louise, O gewiß; ich sagte ihnen, sie sollten warten, bis ich ihnen was brächte. (Sie gehen alle zu der Gartenthür, wo sie die arme Familie finden. Der Alte sizt auf einem Stein neben der Mauer, die Frau hat ein ganz junges Kind auf dem Arm, und ein Mädchen von ohngefähr zehn Jahren trägt ein anderes.)

Mutter. Gott, welch ein Elend! Armes Weib, ihr könnt ja kaum stehen! sezt euch auf die Bank nieder. Wo kommt ihr denn her!

Die Frau. Aus M —, meine beste Madam; mein Mann war Schuster da; weil er aber enrollirt war, so mußte er im lezten Kriege mit unter die Soldaten. Da kam er nun ganz krank und elend zurück, hatte alle seine Kunden verloren, und konnte auch keinen Stich arbeiten; was war zu thun, wir mußten borgen; das gieng aber nicht lange, unsere Gläubiger nahmen, was wir hatten, und weil wir die Miethe nicht zahlen konnten, warf uns unser Wirth auf die Straße. Ein Bekannter von uns, auch ein armer Mann, nahm uns auf, und knapte sich und seinen Kindern das Brod ab; ich kam da mit diesem armen Wurm nieder, und ein paar Tage darauf starb mein

Mann. Unser gute Wirth sammelte bei gutherzigen Leuten so viel, daß er begraben werden konnte. So bald ich mich nun nur ein Bischen erholt hatte, wollt ich dem armen Mann nicht länger zur Last seyn, und machte mich auf den Weg, um zu meiner Muhme in L—, wo ich her bin, zu reisen; aber das Gott erbarm! wir kommen nicht von der Stelle.

Mutter. Wer ist denn der alte Mann.

Die Frau. Das ist mein Vater: er lebte bei uns, und ich hatte so meine Freude daran, daß wir ihn auf seine alten Tage ein Bischen pflegen konnten: und nun macht mir sein Elend das meinige doppelt schwer. Er hat keine Schuh; da hat er sich nun gestern einen großen Dorn in den Fuß getreten, das ist jezt ganz wund geworden, und nun kann er gar nicht mehr fort. Wenn sie mir doch ein Stükchen alte Leinwand, und ein Bischen Brod für meine armen Kleinen geben wollten?

Mutter. Das sollt ihr haben; wartet nur ein wenig. Kommt unterdessen in den Garten, und sezt euch nieder. (Sie entfernt sich ein wenig mit den Kindern, die der Erzählung des armen Weibes aufmerksam zugehört hatten. Lotchen hat ihre Rührung durch Thränen bezeigt, indeß Louischen ein Stükchen Brod, das sie zu ihrer Reise eingestekt, unter den Kindern vertheilt, und Heinrich dem Mädchen, die unter ihrer Bürde beinahe erlag, den kleinen Jungen vom Arm nimmt.)

Mutter. Kommt, meine Lieben, wir wollen den armen Leuten etwas Brod holen; ich will auch ein Paar alte Schuh und Strümpfe für den alten Mann aussuchen — Freilich wird das nur eine kleine Hülfe seyn.

Charlotte. Ja wohl nur eine kleine Hülfe. Sie hörten ja, daß sie gar nicht aus der Stelle kommen, und wenn sie nun unterwegs krank würden, und könnten gar nicht weiter — die Muhme wird auch wohl nicht viel haben, und wenn sie sie vollends nicht zu sich nehmen wollte. Ach, liebe Mutter, sie sind ja sonst so gütig gegen die Armen; wenn sie ihnen doch Geld gäben, daß sie fahren könnten, und auch noch etwas übrig behielten, wenn sie nach L — kommen?

Mutter. Traust du mir nicht zu, liebes Lottchen, daß, wenn es in meiner Macht wäre, diesen armen Leuten, so wie du wünschest, zu helfen, ich es gern und mit Freuden thun würde; aber leider kann ich nicht. Du weißt, wir sind nicht reich, und ich kann eine Summe, die hiezu hinlänglich wäre, nicht erübrigen.

Heinrich. Nehmen sie unser Geld, liebe Mutter, denn ich könnte heute gewiß keinen vergnügten Augenblick genießen, wenn die armen Leute wieder so fort müßten.

Mutter. Wie viel hast du denn?

Heinrich. Ich habe sechs Groschen.

Mutter. Und ihr beide?

Charlotte. Ich habe drei Groschen.

Louise. O ich bin recht reich! ich habe vier Groschen.

Mutter. Das macht zusammen dreizehn Groschen. Nein meine guten Kinder, das ist lange nicht genug. Ich weiß nur ein Mittel, diesen armen Leuten zu helfen. Könnt ihr euch entschließen, eurem heutigen Vergnügen zu entsagen? Ich habe euch diese Lust schon seit einiger Zeit versprochen, sie sollte die Belohnung eurer guten Aufführung seyn, und ich habe immer etwas dazu beiseite gelegt; denn ich muß

nicht nur den Kahn bezahlen, sondern auch die Barbe für ihre Bewirthung belohnen; und bei solchen Gelegenheiten muß man eher zu viel, als zu wenig geben. Dies Geld gehört euer; ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Mit eurem Taschengelde zusammengenommen, würde es hinreichen, eine Fuhre für die armen Leute zu bezahlen, und ihnen auch noch etwas mit auf den Weg zu geben.

Charlotte. O das ist herrlich! Heinrich, Louise, nicht wahr, sie sollens haben?

Heinrich. O ja, liebe Mutter, geben sie es ihnen nur immer, denn was hätt ich für Freude bei der Spazierfahrt, wenn ich immer denken müßte, du fährst oder gehst nun so ruhig, und die armen Leute verschmachten jezt vielleicht vor Hunger und Mattigkeit: ich müßte mich ja, weiß Gott, in die Seele schämen, denn es sind ja Menschen so gut wie ich; ich habe ohnehin schon oft gedacht, daß es doch eine rechte Schande ist, daß manche Leute so viel und andere so wenig oder gar nichts haben.

Mutter. Nein, mein Sohn, das ist keine Schande; denn zu geschweigen, daß sich die meisten Menschen ihr Unglück selbst zuziehen, so läßt Gott dieses auch aus sehr weisen Absichten zu. Würdest du wohl jezt Gelegenheit haben, dich in den Tugenden der Wohlthätigkeit und Selbstverläugnung zu üben, würdest du das süßeste aller Vergnügen schmecken können, dem Elenden beizustehen, und die Last seines Unglüks zu erleichtern, wenn kein Unterschied der Stände und Glüksgüter in der Welt wäre? Doch ein andermal sprechen wir mehr hievon. Nun Louischen, du hast ja noch nichts gesagt?

Louise. Ja nun, liebe Mutter, unsere Spazierfahrt wär freilich eine schöne Sache; ich

denke aber, wenn sich die Leute so freuen werden, das wird doch noch schöner seyn. Kommen sie nur geschwind, die armen Kinder hungert gewiß recht sehr.

Mutter. (Umarmt ihre Kinder.) Nun der Segen Gottes sey über euch, meine Lieben, und erhalte euch dieses gute liebevolle Herz, so wird es euch nie an Freude fehlen! Sie gehen ins Haus.

Zweites Gespräch.

Die Mutter. Charlotte. Louise.

Charlotte. Ach liebe Mutter, sie hätten nur sehen sollen, was die Kinder für Augen machten, wie ich die Schüssel mit Milch, und Louischen das Brod hin brachte. Alle drängten sich um die Mutter herum, und zeigten auf mich und Louischen. Und denken sie nur, die älteste, das muß ein recht gutes Mädchen seyn, sie wollte nicht eher einen Bissen anrühren, bis sie ihrem kleinen Bruder, der noch nicht alleine essen kann, zu essen gegeben hatte.

Mutter. Das arme Mädchen ist sehr zu bedauren; sie ist schwächlich, durch das Tragen hat sich ihr Körper schon etwas auf die Seite gegeben, jezt könnte dem Uebel noch wohl abgeholfen werden; wenn sie aber bei ihrer Mutter bleibt, so wird sie sich immer so mit ihren jüngern Geschwistern herumschleppen müssen, und endlich ganz schief werden, dabei wird sie auch nichts lernen können, und also ein elendes Geschöpf seyn: hingegen, wenn sie Gelegenheit hätte, Handarbeiten zu lernen, so könnte sie einmal ihrer Mutter sehr nützlich seyn, und ihr helfen ihre übrigen Geschwister ernähren.

Louise. Wissen sie was, liebe Mutter, lassen sie sie bei uns bleiben, ich will sie nähen und stricken lehren; denn kann sie Hemden nähen und Strümpfe stricken, und sie hernach verkaufen und das Geld ihrer Mutter schicken.

Charlotte. Ja, das ist kein übler Gedanke; wenn sie nur wollten — thun sie es doch liebe Mutter; denken sie, wenn das gute Mädchen so buklicht werden sollte, wie die alte Frau, die wir neulich sahen, und nichts arbeiten könnte, da müßte sie wieder betteln gehen, und wir hätten ihr nichts geholfen.

Mutter. Bedenkst du auch, Lottchen, wie viel es dir kosten würde, wenn ich dir deine Bitte zugestehen sollte.

Charlotte. Mir kosten? — ich wüßte nichts —

Mutter. Nun, so will ich dir's sagen. Wenn wir dieses Mädchen zu uns nehmen, so müssen wir ihr gute reinliche Kleider geben, da wir aber nichts übrig haben, müßte ich das, was diese Kleider mir kosten würden, an den eurigen ersparen. Statt der nesseltuchenen Kleider, die ich euch kaufen wollte, werdet ihr nur leinwandene bekommen, und um eure neuen Hüte müßtet ihr statt des Flors und Blumen nur ein Band stecken. Und auch eure Altagskleider müßten ins künftige schlechter seyn.

Charlotte. Ja so — das Nesseltuchene Kleid hätte ich gar zu gern gehabt; Hofraths Malchen hatte ihr's letzthin an; sie können nicht denken, wie gut sie darin aussah. Leinwand — Ja, das wird wohl freilich nicht so gut kleiden. Was meinen sie, liebe Mutter?

Mutter. Nein, freilich nicht.

Charlotte. (Nach einigem Nachdenken.) I nun, wenn ich auch nicht so gut darinn aussehe: das arme Mädchen sieht doch noch häßlicher

aus in ihren garstigen Lumpen, und sie könnte auch wohl krank werden, wenn sie sie länger trüge; denn sie haben uns immer gesagt, daß Reinlichkeit viel zur Gesundheit beitrüge.

Mutter. Ganz gewiß. Nun, Louischen, was sagst du dazu? bist du zufrieden, wenn ich dir ein leinwandnes Kleid kaufe?

Louise. Oh recht zufrieden! damit kam man doch noch herumspringen. Mit dem Nesseltuch ist's gar zu gefährlich. Malchen drängte sich neulich nur so ein Bischen bei der Hecke vorbei, sieh, da hatte sie gleich ein Loch. So würde mir's gewiß auch gehn.

Charlotte. Ja, du bist auch so ein kleiner Wildfang. Ich hätte mich schon in Acht genommen, wenn ich nur eins bekommen hätte.

Mutter. Nun das ist gut; aber das ist's noch nicht alles. Du, Louischen, botst dich vorher an, sie nähen und stricken zu lehren; aber dazu bist du viel zu flüchtig, und verstehst es auch nicht so gut als deine Schwester; das würde also deine Arbeit seyn, Lottchen, denn ich habe nicht Zeit dazu; du weißt aber noch nicht, wie viel Geduld zum Unterrichte gehört; ich kenne dich, du bist heftig, das arme Mädchen würde vielleicht manches nicht so leicht begreifen können, du würdest sie anfahren, und ihr übel begegnen, und ich würde mich genöthigt sehn, dich zu bestrafen. Nun, was meinst du? Getraust du dich wohl zu versprechen, dich niemals mehr von deinem auffahrerischen Wesen übereilen zu lassen.

Charlotte. Ach nein, liebe Mutter; das kann ich nicht versprechen. Sie wissen wohl neulich; (traurig) — sie hattens mir so vorgehalten, und ich dachte gewiß, nun sollt' es doch nie wieder geschehn; aber wie sie ausgegangen waren,

da

da ließ Louischen eine Masche in ihrem Strumpf fallen, so tief, daß ich sie kaum wieder kriegen konnte, und da ward ich wieder so böse, und schalt sie: es that mir wohl hernach sehr leid, aber es war doch geschehn.

Mutter. Und wäre ich zu Hause gewesen, so hätt' ich dich bestraft, denn es ist sehr häßlich, wenn Kinder, die noch selbst so vieler Nachsicht bedürfen, bei den Fehlern anderer gleich alle Geduld verlieren wollen. Menschen, bei denen diese böse Eigenschaft Wurzel gefaßt hat, werden gemeiniglich auch bei den größten Fähigkeiten von niemanden geliebt. Du mußt dich also durchaus von diesem Fehler bessern.

Charlotte. Ja das will ich auch gewiß; und sehen sie, da wirds besser seyn, wenn sie das Mädchen ins Haus nehmen, denn werde ich mehr Gelegenheit haben, mich zu üben.

Mutter. Und wenn du dir Mühe giebst, so wird dir's auch zuletzt gewiß gelingen. Nun Louischen noch eins, das dich auch angeht; ihr müßt jezt täglich eine Stunde länger arbeiten, damit das arme Kind bald ihre Kleider und Wäsche bekömmt.

Louischen. Oh so bekomm ich doch auch was, ich dachte schon, Lottchen sollte alles thun.

Mutter. Ja, ja, versprechen ist leicht, aber seyd versichert, daß ich euch nichts schenken werde. Wenn ihr also mit allem diesem zufrieden seyd, so will ich das Mädchen hier behalten? Erinnert euch aber, daß ihr selbst gewählt habt, und euch also nie beklagen dürft.

Beide. Nein gewiß nicht, sie werden's sehen.

Mutter. Nun so kommt, wir wollen den Leuten diese gute Nachricht bringen; ich denke, ihre Freude wird euch Lohn und Aufmunterung seyn.

W. und A.

Nettchen,

als sie ein junges Bäumchen pflanzte.

Hier, wo dies grüne Plätzchen ist,
Will ich dich Bäumchen pflanzen,
Hier will ich, wenn du größer bist,
In deinem Schatten tanzen.

Das schöne warme Sonnenlicht
Giebt fröhliches Gedeien;
Wie werd ich einst, wenn dich nur nicht
Ein Sturm zerknikt, mich freuen!

Wenns dürr ist rings auf Feld und Au,
So will ich an dich denken,
Und dich mit kühlen, frischen Thau
Der Labequelle tränken.

Nun wachse, jezt noch kleiner Strauch.
Und treib hübsch grüne Reiser;
Ich werde unterdessen auch
Noch größer und auch weiser.

Und trag einst Früchte; aber nie
Blos schöne leere Blüte?
Denn äußre Schönheit, was nüzt die,
Fehlts ihr an innrer Güte.

Mein frommes Mütterchen, o dir
Verdank ich diese Lehre
Im Grabe noch; und Heil sey mir
Wenn ich sie stets verehre!

Zur Wahrnung für die Horcher.

Es ist in den meisten Fällen ungerecht, die Gespräche anderer zu belauschen, wenn diese Ursache zu haben glauben, daß sie ohne Zeugen mit einander reden. Nicht selten entsteht auch großes Unheil daraus, bald für die Behorchten, bald für die Behorcher selbst, bald für beide.

Hört, meine jungen Leser, ein lächerliches Geschichtchen, welches euch zur Wahrnung dienen kann, eure Neugierde zu zähmen, um nicht hören zu wollen, was für euch nicht geredet wird.

Zwei Baarfüßer — Mönche, welche unter andern das Gelübd gethan hatten, immer baarfuß gehen zu wollen — kamen eines Abends spät in ein Dorf, um daselbst zu übernachten. In Ermangelung einer Schenke kehrten sie bei einem Fleischer ein; und fanden ihn bereitwillig, sie aufzunehmen.

Er räumte ihnen ein kleines Kämmerchen ein, welches an seine eigne Schlafkammer stieß und nur durch eine dünne bretterne Wand davon abgesondert war.

Hier hörten sie, da der Fleischer mit seiner Frau zu Bette gieng, beide mit einander reden, und ihre Neugier verleitete sie, das Ohr an die Bretterwand zu halten, um zu hören, was die beiden Leute doch wohl mit einander reden mögten. Aber wie bekam ihnen dieser Vorwitz!

Sie hörten ganz vernehmlich, daß der Fleischer die schrecklichen Worte sprach:

"der eine von unsern Baarfüßern ist fett "genug; der andere zwar noch nicht: aber "ich denke doch, wenn das Fleisch von beiden "zusammengehakt wird, solls recht gute Wür-

"sie geben. Ich will sie also nur immer ab-
"schlachten.„

Die Harre standen den Horchern zu Berge, und sie sahen kein anderes Mittel zu ihrer Rettung vor sich, als zum Fenster hinunter zu springen.

Der Magerste von ihnen machte den Anfang, sprang so glücklich; daß er gar keinen Schaden nahm, und lief sogleich, als brennte ihm der Kopf, davon.

Der andere, der zu seinem Unglück sehr wohl bei Leibe war, sprang auch; allein er brach ein Bein, und da er nicht zu schreien wagte: so kroch er in einen nahen Schuppen, um sich daselbst, bis zum Tagwerden, vor dem Messer des unmenschlichen Fleischers zu verkriechen.

Aber wie groß war sein Schrecken, da er noch vor Tages Anbruch den vermeinten Menschenfresser kommen hörte, der sein Schlachtmesser wezte und die früchterlichen Worte hören ließ:

„nur heraus, heraus, ihr Herren Barr-
„füßer! Eure letzte Stunde ist gekommen; da
„hilft kein Maulspizen!"

Der arme Mönch erhob ein lautes Angstgeschrei und flehte um Erbarmen; und der Fleischer? — stand wie einer, der aus den Wolken fällt.

„J, was ist ihnen denn? fragte er endlich mit Erstaunen; und wie kommen sie denn hierher?"

Der Baarfüßer antwortete mit ausgestreckten, um Gnade flehenden Händen: "Ach, Erbarmung, Erbarmung, lieber Mann! Ich habe ihm ja nichts zu Leide gethan!"

Der Fleischer wußte noch immer nicht, woran er wäre, bis es endlich zur Erklärung kam; da es sich denn fand, daß die ganze Sache ein

Paar Thieren gegolten habe, die er, ich weiß nicht warum, seine Baarfüßer zu nennen pflegte.

Der Mann bedauerte hierauf das Unglück des Mönchs, nahm ihn in sein Haus und ließ ihn kuriren.

Dieser schätzte sich glücklich, dem Wurstkessel entgangen zu seyn, und nahm sich vor, seine Neugier künftig im Zaum zu halten und niemals wieder horchen zu wollen. C.

Gottliebs Reime

auf Herrn C. R. Walchs Geburtstag.

Was schenk ich Dir zum heilgen Krist,
Herr Onkel, Dir zu Ehren?
Weils heute doch Gewohnheit ist,
Sich etwas zu bescheren.

Denn dieser schöne Freudentag,
(Das hab ich nun erfahren)
War auch Dein erster Lebenstag
Vor fünf und funfzig Jahren.

Ich armes Kind, ich wüßt' es nicht,
Und kann es nicht erdenken,
Was ich aus treuer Lieb und Pflicht
Dir etwa könnte schenken.

Wenn ich ein großer König wär';
So ließ ich aufmarschiren
Mit Kling und Klang mein ganzes Heer,
Und ließe kanoniren.

Und könnt ichs machen, wie Mama
Uns, ihren kleinen Wichtern;
So bakt' ich ein Kuchen — ha!
Mit fünf und funfzig Lichtern,

Und wenn ich gar ein Dichter wär'
So wollt ich Verse machen,
Und wünschen Dir wohl hin und her
Viel tausend schöne Sachen.

Nun bin ich dieses alles nicht?
Bin nur ein kleiner Knabe.
Ein frommes Herz, ein frei Gesicht
Ist alles, was ich habe.

Drum bitt ich herzlich, nimm es an
Dies kindlich treue Lallen,
Das Segen wünscht, so gut es kann;
Und laß es Dir gefallen.

Es gebe Dir der liebe Gott
Viel Freude noch im Alter,
Und bleibe stets bis in den Tod
Dein Helfer und Erhalter.

Ich bin nun kaum sechs Winter alt,
Und Du fast funfzig drüber.
Wachs' ich heran: so komm ich bald
Wills Gott, zu Dir, mein Lieber!

Und geh in Dein Collegium,
Recht fleßig zu studiren:
Weiß denn Latein, und bin nicht dumm,
Und kann die Feder führen.

Leicht sey Dir dann, als Greise, doch
Des Alters Last und Plage:
Sey dann so frisch und munter noch,
Als heut an diesem Tage!

Liebe für Eltern.

Ein liebenswürdiger Knabe beweinte mit aufrichtiger Betrübniß den Tod seines zärtlichen Vaters.

Einer seiner Kameraden wollte ihn trösten, und stellte ihm vor, daß er sich jederzeit gehorsam, liebreich und ehrerbietig gegen seinen verstorbnen Vater bezeigt habe.

„So dachte ich auch, gab der Knabe zur Antwort, als mein Vater noch lebte; aber nun erinnere ich mich mit Schmerzen und Bekümmerniß, daß ich oft ungehorsam und nachläßig gewesen bin. Und ach! jeßt ist es zu spät, ihn um Vergebung zu bitten.“

Die Geduld.

Ein Knabe besuchte lange Zeit die Schule mit vielem Eifer.

Als er einst nach Hause kam, fragte ihn sein Vater: was er denn nun gelernet hätte? — Du sollst es schon erfahren, gab ihm der junge Mensch zur Antwort, sobald sich Gelegenheit finden wird, es zu zeigen.

Er dachte nämlich, man fragte ihn nach dem, was das Wichtigste ist, nämlich: was für Tugenden er angenommen hätte?

Allein sein Vater, der ihn nicht verstand, hielt diese Antwort für unbescheiden, und fieng an ihn zu schlagen.

Der junge Mensch ertrug die Schläge mit vieler Geduld und Gleichgültigkeit, indem er zu seinem erzürnten Vater sagte: das ist es, was

ich gelernt habe, nämlich alle unangenehme Schicksale mit Geduld ertragen.

Ein ganz untrügliches Mittel sein Leben zu verlängern.

Ihr alle, meine lieben kleinen Leser, wünscht vermuthlich lange, recht lange zu leben; und es muß euch daher angenehm seyn, ein sicheres Mittel zu lernen, wodurch ihr euer Leben wohl um zwanzig Jahre höher bringen könnt, als andere Menschen, welche dieses Mittel entweder nicht kennen, oder nicht gebrauchen mögen. Hier ist es:

Darin werdet ihr zuvorderst wohl mit allen vernünftigen Leuten eins seyn, daß nicht diejenige Zeit, in welcher wir schlafen oder müßig gehen, sondern nur diejenige, in welcher wir etwas Gutes verrichten, unser Leben ausmacht.

Wenn nun jemand, der bisher gewohnt war, um acht Uhr aufzustehen, künftig im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstünde, und die dadurch gewonnenen Stunden dazu anwendete, entweder etwas nützliches zu lernen oder zu thun: so würde er in vierzig Jahren 36400 Stunden mehr gelebt haben. Rechnet man nun acht nützlich angewandte Stunden auf einen Tag; so beträgt jene gewonnene Summe von Stunden grade 4550 Tage oder beinahe 12 und ein halbes Jahr.

Um so viel hätte er also in vierzig Jahren mehr gelebt als andere, welche täglich zwei bis drei Stunden länger schliefen als er. Wollt ihr noch ein anderes Mittel hören, wodurch ihr in eben dieser Zeit abermals zehn Jahre gewinnen könnt? Leset nur weiter.

Gesetzt, ihr hättet bisher fünf Stunden in der Schule zugebracht, um etwas zu lernen, und eine Stunde, um das Gelernte zu wiederholen, und ihr wäret die ganze übrige Zeit des Tages müßig herumgelaufen: so könntet ihr abermals täglich zwei Stunden, und also in vierzig Jahren 3650 Tage, oder zehn Jahre erübrigen, wenn ihr von nun an alle Tage eine Stunde zur Vorbereitung auf eure Lektionen, eine zur Wiederholung, und noch eine entweder zum Lesen guter Bücher, oder zu allerlei Ausarbeitungen, oder zur Erlernung irgend einer nützlichen Handarbeit von euren Spielstunden abkürztet.

Versuchts nur, Kinder, und ihr werdet finden, daß beide Mittel ganz untrüglich sind; und ihr werdet mir einst herzlich danken, daß ich sie euch bekannt gemacht habe. C.

Arbeitsamkeit.

Dionisius speisete einst in Lacedämon, wo man ihm eine schwarze Brühe vorsetzte, welches das gewöhnliche Gericht dieses Volkes war.

Der Prinz gab zu verstehen, daß er keinen Geschmack an diesem Gerichte finde. Ich will es glauben, sagte ein Lacedämonier; denn es fehlt das Gewürz.

Welches denn? fragte Dionisius. —

Die Arbeit, antwortete jener, der Hunger, und der Durst.

Körper.

Kind.

Lieber Vater, ich fragte heute den Herrn Ernst, was der Mond wäre? und da antwortete er mir, es wäre ein Körper. Ich kann das nicht begreifen. Der Mond sieht doch gar nicht so aus, wie ein Mensch, und ich denke, die Menschen haben nur einen Körper.

Vater. Liebes Kind, Herr Ernst hat wohl Recht gehabt; du mußt nur das Wort Körper recht verstehen lernen.

Kind. Wie muß ich das machen?

Vater. Achtung geben, so will ichs dir sagen. Körper nennt man alle Dinge, die man sehen und fühlen kann. Du kannst deinen Leib sehen und fühlen, also ist dein Leib —

Kind. Ein Körper!

Vater. Aber was meinst du nun, sollte der Stein, der hier liegt, auch wohl ein Körper seyn?

Kind. Ich glaube ja.

Vater. Kannst du ihn sehen?

Kind. Ja.

Vater. Kannst du ihn auch fühlen?

Kind. Ja.

Vater. Also ist der Stein allerdings ein Körper. Ferner, der Baum, der da steht, kannst du ihn sehen?

Kind. Ja.

Vater. Auch fühlen?

Kind. O ja!

Vater. Also ist der Baum auch —

Kind. Ein Körper.

Vater. Nun wollen wir vom Monde reden. Kannst du den Mond sehen?

Kind. Ja, ich sehe ihn am Himmel stehen.

Vater. Kannst du ihn auch fühlen?

Kind. Nein, fühlen kann ich ihn nicht.

Vater. Warum nicht? Nicht wahr, darum, weil er weit von dir ist? Aber wenn du ganz nahe zu ihm kommen könntest, so würdest du ihn wohl fühlen, so gut wie du die Erde fühlen kannst, auf der du stehst. — Denn dort steht z. E. ein Haus, das kannst du sehen; aber kannst du es auch fühlen?

Kind. Nein.

Vater. Warum nicht?

Kind. Weil es weit von hier ist.

Vater. Hältst du es darum für keinen Körper?

Kind. O ja, denn wenn ich dort wäre, so würde ich es anrühren können.

Vater. Du hast Recht: und wenn du bei dem Monde wärest, würdest du ihn auch anrühren können; aber dahin können wir nicht kommen.

Kind. Warum nicht?

Vater. Weil zwischen hier und dem Monde nichts als Luft ist, und durch die Luft können wir nicht fliegen.

Kind. Das ist Schade; das sollte einmal gehen! — aber was ist denn die Luft?

Vater. Die Luft ist auch ein Körper.

Kind. O das sagst du wohl nur so! Ich kann sie ja nicht sehen.

Vater. Das ist wahr; aber du fühlst sie doch.

Kind. Ich bitte um Vergebung, lieber Vater, ich fühle sie auch nicht.

Vater. Nicht? Reiche mir doch einmal die Hand her, (Er bläst darauf.) Fühlst du nichts auf der Hand?

Kind. Ja, ich fühle Wind.

Vater. Dieser Wind ist nichts als Luft, die ich mit meinem Munde nach deiner Hand

hingetrieben habe. Du kannst sie fühlen, sie muß also auch —

Kind. Ein Körper seyn.

Vater. Aber siehe, hier ist mein Schatten: siehst du ihn?

Kind. Ja.

Vater. Fühlst du ihn auch? Kannst du ihn angreifen?

Kind. Ich will einmal sehen. (Greift darnach.) Nein, Vater, ich fühle ihn nicht.

Vater. Also ist auch der Schatten kein Körper.

Kind. Was ist er denn, Vater?

Vater. Der Schatten ist eigentlich gar nichts, sondern nur ein Flek, dahin das Licht nicht scheinen kann, weil ihm ein Körper im Wege steht. — Merke dir also: alles, was du sehen und fühlen, vornehmlich fühlen kannst, wenn du dabei bist, das ist ein Körper. Also Sonne, Mond, Sterne, Luft, Erde, Wasser, Thiere, Bäume, Steine, u. s. w., das alles sind Körper, denn das alles kannst du sehen, und wenn du nahe genug dabei bist, auch fühlen.

Kind. Vater, da hab ich ein Räthsel gemacht!

Vater. Ei, ei! Laß doch hören.

Kind. "Was ist das, was man sehen und „doch nicht fühlen kann, wenn man auch gleich „nicht dabei ist?"

Vater. Bravo! das soll ja wohl der Schatten seyn?

Kind. Ja, du hasts errathen; nun will ich geschwind zu Julchen laufen, die soll sich einmal recht den Kopf darüber zerbrechen!

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand mit einigen Abänderungen, und Erweiterungen.

Abendlied.

Nun dieses Tages Stunden
Sind wieder froh verschwunden!
Die Sonne scheint nicht mehr.
Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Lämpchen hangen
Am Himmel hoch und funkeln sehr.

Friz, viele viele Freuden,
Und wenig, wenig Leiden
Fühlt guter Kinder Herz!
So sagen all die Lieben,
Die mich im Guten üben;
Und was sagt denn mein eignes Herz?

Ich fühl mich frohen Muthes —
Wirkt ich wohl heute Gutes?
Lernt ich wohl brav und viel?
Folgt ich gern guten Lehren?
Ließ ichs nicht blos beim Hören?
Blieb ich auch gut im Scherz und Spiel?

Wohl mir; ich fühls im Herzen,
Beim Fleiß, beim Spiel und Scherzen
Fehlt ich mit Vorsaz nicht!
Wie würd' ich mich sonst grämen,
Wie ängstlich mich jezt schämen
Vor meiner Eltern Angesicht!

Nun schmeck' ich recht das Süße
Der elterlichen Küsse!
Auch Gott winkt Beifall mir.
Er, er hat mirs gegeben
Dies frohe, süße Leben: —
O, guter Vater, Dank sey dir!

Ein Ungenannter.

Wesen und Mensch.

Vater.

Was bist du, mein Kind?

Kind. Ich bin ein Mensch.

Vater. Was ist ein Mensch?

Kind. Ein Mensch ist — ein Mensch ist —

Vater. Ja nun, was ist er denn? Ich sehe, du kannst nicht das rechte Wort finden.

Kind. Ein Mensch ist — ich weiß nicht, wie ich sprechen soll.

Vater. Wie? wenn du sagtest: ein Mensch ist ein Baum?

Kind. Ich bitte um Vergebung, ein Mensch ist kein Baum.

Vater. Oder ein Ding? — Ein Mensch ist ein Ding?

Kind. Erlaube, lieber Vater, ich bin wohl ein Mensch; aber ich bin kein Ding.

Vater. Oder eine Sache? Ein Mensch ist eine Sache? Wie klänge denn das?

Kind. Nicht gut.

Vater. Nun, so will ich dir ein Wort sagen, das du brauchen kannst: ein Wesen. Ein Mensch ist ein Wesen.

Kind. Ein Wesen — ein Wesen — das versteh ich gar nicht

Vater. Siehe mein Kind, wenn ich einer Sache gar keinen andern Namen zu geben weiß: so kann ich sie doch ein Ding nennen. Ist es nicht wahr, du magst sehen, was du willst, oder hören, was du willst, so fragst du: was ist das für ein Ding? Aber eben darum, weil man das Wort Ding auch von sehr schlechten und geringen Sachen sagt, bekommt das Wort selbst eine schlechte Bedeutung, und darum schikts sich

nicht wohl, daß man einen Menschen ein Ding heißt; und weil das Wort Wesen eben so viel bedeutet, als das Wort Ding, so spricht man lieber: der Mensch ist ein Wesen, als, der Mensch ist ein Ding. Also der Mensch ist ein Wesen; aber was für ein Wesen?

Kind. Ein lebendiges Wesen.

Vater. Aber das ist unser Kater auch; also ist Kater und Mensch wohl einerlei?

Kind. O fi!

Vater. Aber warum denn nicht, mein Kind?

Kind. Er sieht ja gar nicht aus, wie ein Mensch.

Vater. Das ist wahr, aber ein Mensch sieht auch nicht grade so aus wie der Andere. Das bloße Aussehn kanns also wohl nicht machen. — Wie nennt man alles das, was man vom Menschen sehen kann — seinen Kopf, Hals, Rumpf, Arme und Beine — mit einem Worte?

Kind. Den Leib des Menschen.

Vater. Wie nennt man aber das unsichtbare lebendige Wesen, was in diesem Leibe wohnt, und was da macht, daß der Leib selbst auch lebendig ist?

Kind. Die Seele des Menschen.

Vater. Wie, wenn wir also sagen: der Mensch ist ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht?

Kind. Ja, das ist recht.

Vater. Aber hat nicht der Kater auch einen Leib?

Kind. Ja.

Vater. Hat er nicht auch eine Seele?

Kind. Nein, daß glaube ich nicht.

Vater. Aber warum nicht? Lebt nicht der Leib des Katers auch? Und muß also nicht auch

in ihm ein unsichtbares lebendiges Wesen, oder eine Seele seyn, die diesen seinen Leib lebendig machte?

Kind. Ja, doch!

Vater. Also ist ja der Käfer auch ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht? Also sind Käfer und Mensch ja doch einerlei? — Du stutzest, Kind? weißt nicht, was du dazu sagen sollst? Hör zu, ich will dir sagen, worin der Unterschied besteht. Glaubst du etwa, daß der Käfer im Stande sey, so wie wir, über etwas nachzudenken, etwas so recht zu begreifen, wie du jetzt begriffen hast, was ein Wesen sey?

Kind. Nein, das kann er wohl nicht.

Vater. Das macht, seine Seele ist nur eine unvernünftige Seele, die unsrige aber ist vernünftig.

Kind. Ah, nun weiß ich, wie ich sagen muß, wenn ich gefragt werde: was ein Mensch ist!

Vater. Und wie willst du denn nun sagen?

Kind. Ich will sagen: ein Mensch ist ein lebendiges Wesen, das aus einem Leibe und aus einer vernünftigen Seele besteht.

Vater. Das ist recht gesagt! So wird keiner den Menschen mit dem Käfer verwechseln können,

Kind. Aber giebts denn noch mehr Wesen, ausser dem Menschen und dem Käfer?

Vater. Liebes Kind, ich kann alle Sachen Wesen heissen, wenn sie gleich sonst gar nicht einerlei sind. Z. E. ein Mensch ist etwas ganz anders, als ein Baum, und ein Baum etwas ganz anders, als ein Stein; aber Wesen kann ich sie alle drei nennen: denn, Wesen kann ich alles nennen, was nur irgendwo ist.

Kind. Also sind alle Thiere wohl auch Wesen?

Vater. Ja, man kann sie so nennen.

Kind. Und die Blumen auch?

Vater. Ja!

Kind. Gut, das will ich mir merken, und wenn ich einer Sache keinen andern Namen zu geben weiß, so will ich sie ein Wesen nennen.

Vater. Recht so! du bist ein gutes lernbegieriges Wesen! Dafür sollst du auch einen Kuß haben.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand, abgeändert und erweitert.

Am ersten May.

Nun Freude, Freude überall,
Ob dieses Tages Schein!
Er bringet uns den Wonnemond,
Des laßt uns fröhlich seyn!

Ja, heute laßt uns fröhlich seyn,
Und treiben Scherz und Spiel;
Der neue jugendliche Mai
Schenkt uns so tausend viel!

Seht Gottes Sonne, schön and groß,
Am heitern Himmel dort,
Wie wonniglich strahlt sie herab
Tagtäglich, fort und fort.

Viola matronalis treibt
Ihr duftend Sträuschen bald,
Und Rosenknospen schwellen schon,
Des freut sich Jung und Alt.

Im grünen Wald, auf bunter Flur,
Im Garten und im Feld,
Erschallet jezt schon überlaut,
„Wie schön ist Gottes Welt!"

Der Nachtigallen Klaggesang,
Der Lerche Freudenlied;
Der Fink im Wald, der Wurm im Gras; —
Und alles, was nun blüht;

Das bläuliche Vergismeinnicht;
Das Veilchen in dem Thal;
Die Primel und der Kirschenbaum
Bezeugens allzumal,

Daß Gott ein guter Vater ist,
Der seiner Kinder Wohl
Und seiner Kinder Freude will.
Sein Maaß ist übervoll;

Ist übervoll jezt ausgestreut
Von seiner Segenshand;
Und Wonn' und Lust verbreitet sich
Durchs ganze weite Land.

Das Bienenvölkchen sumset froh
Am blütenvollen Baum:
Und nirgends ist in der Natur
Jezt freudeleerer Raum.

Nein aller aller Orten regt
Sich tausendfache Lust!
Genießet sie, ihr Brüder, ganz,
Und singt aus froher Brust:

Nun Freude, Freude überall,
Ob dieses Tages Schein!
Er bringet uns den Wonnemond;
Des woll'n wir fröhlich seyn!

Ein Ungenannter.

Theil.

Vater.

Weißt du denn nun bald alle Theile deines Leibes?

Kind. Ja, wenn ich nur erst wüßte, was ein Theil wäre!

Vater. Das sollst du bald wissen: sieh, hier ist ein Apfel; den schneide ich jezt mitten von einander: nun siehst du zwei Stücke: sind dies zwei ganze Aepfel?

Kind. Nein, es sind zwei Stücke.

Vater. Recht, und diese Stücke heissen Theile. In wie viel Theile habe ich also den Apfel getheilt?

Kind. In zwei Theile.

Vater. Und nun, kann ich diese zwei Theile wieder in mehrere Theile theilen; denn, wenn ich nun jedes Stück wieder mitten von einander schneide; wie viel Stücke sind es nun?

Kind. Viere.

Vater. Recht: nun habe ich also den Apfel, der, vorhin ganz war, in vier Stücke zerschnitten: jedes solches Stück heißt ein Theil, und alle vier Theile zusammen, machen einen ganzen Apfel aus,

Siehe, mein Kind, so könnte man jeden Körper theilen; und wenn man sie gleich nicht wirklich von einander schneidet, so sind doch die Theile da, ob sie gleich bei einander bleiben. Also auch dein Leib hat solche Theile.

Kind. Willst du denn meinen Leib auch von einander schneiden?

Vater. Nein, das darf und werde ich nicht thun; denn da würde ich dich tödten. Wir sehen aber doch die Theile deines Leibes, wenn er

gleich nicht zerschnitten ist, so gut als wir die Theile des Apfels sahen, ehe er zerschnitten war. So wie ich hier stehe, siehest du meinen ganzen Leib; der Kopf, der Rumpf, die Arme und die Füße sind Theile meines Leibes. Keiner von diesen Theilen ist für sich allein ein Leib, so wie kein Stück des Apfels für sich allein ein Apfel ist: z. E. mein Kopf – ist mein Kopf ein Menschenleib?

Kind. Nein.

Vater. Aber ein Theil des Menschenleibes ist er, denn er gehört dazu. Ist mein Arm ein Menschenleib?

Kind. Nein, aber er gehört zu deinem Leibe.

Vater. Folglich ist er ein Theil meines Leibes, und so alle die übrigen Stücke und Glieder des Leibes. Weil nun nicht alle Theile unsers Leibes einerlei sind, so nennen wir einige fest und einige flüssig: weißt du auch was fest und flüssig ist?

Kind. Ich weiß es nicht recht.

Vater. Ich will dir es gleich zeigen. Ich habe dir gesagt, daß man alle Körper zertheilen kann. Hier steht eine Schüssel mit Wasser: ich mache mit dem Messer einen Schnitt durch das Wasser, und wenn ich nun das gethan habe, siehest du es dem Wasser an, daß ich es durchschnitten habe?

Kind. Nein! es sieht noch eben so aus, wie zuvor.

Vater. Das macht, weil die Theile, die ich mit dem Messer trennte, gleich wieder zusammen giengen: und daran kannst du allemal einen flüssigen Körper kennen. Was von sich gleich wieder zusammengeht, wenn es getheilt wird, das ist flüssig: was aber getheilt bleibt, wenn

man es von einander trennt, das heißt man fest. Z. E. Ein Stück Holz: wenn ich das von einander schneide, so bleiben die zwei Stücke getrennt; sie gehen nicht wieder zusammen in eins, wie das Wasser, und daran kennt man einen festen Körper. Nun wirst du auch von andern Dingen sagen können, ob sie fest oder flüssig sind: z. E. der Eßig, ist er fest oder flüssig?

Kind. Flüssig.
Vater. Das Bier?
Kind. Flüssig.
Vater. Der Zucker?
Kind. Fest.
Vater. Das Blut?
Kind. Flüssig,
Vater. Die Knochen?
Kind. Fest.
Vater. Die Thränen?
Kind. Flüssig.
Vater. Die Haut?
Kind. Fest.
Vater. Aus was für Theilen besteht also dein Leib? Aus festen oder flüssigen?
Kind. Aus festen und aus flüssigen.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

Lied in Erholungsstunden zu singen.

Vollbracht, vollbracht ist unser Werk!
Auf, laßt uns fröhlich seyn!
Zur Arbeit giebt die Freude Stärk'
Und unserm Leib Gedeihn.

Von unsern jugendlichen Reihn
Sey Zank und Muthwill fern!
Vernünftig soll die Freude seyn,
Und angenehm dem Herrn!

Wie gut ist unser Gott! wie gut!
Er giebt gesunden Leib
Und frohes Herz und guten Muth
Und so viel Zeitvertreib!

Voll Gnade blickt er iezt herab,
Sieht unsre Freuden gern,
Ihn, der uns diese Freuden gab,
O Kinder, lobt den Herrn! Sturm.

Ueber den Nutzen der Luft.

Ein Gespräch.

Fritz.

Nu, lieber Julius, so sey du mal wieder Vater, wir wollen deine Kinder seyn! Willst du auch?

Julius. Gern, wenns euch Vergnügen macht! — Aber ganz so gut, wies der Vater machen würde, werd ichs freilich nicht können. Nun, so gut ichs weiß!

Einige. Na, nun gehts an! Still! —

Emilie. Nun, lieber Julius, sage uns doch, wozu ist denn wohl die Luft gut?

Julius. O zu vielen, vielen Dingen! sie ist ganz unentbehrlich, für alle lebendige Geschöpfe; kein Mensch würde sprechen können; keiner von euch wäre im Stande das mindeste zu hören; kein Wort würdet ihr verstehn, von dem, was ich jetzt zu euch rede; weder das Pipen einer Maus, noch das Geprassel und den Knall

des Donners würdet ihr hören können, wenn keine Luft da wäre.

Emilie. Bitte, bitte, lieber Julius, mache keinen Spaß daraus! Antworte mir doch im Ernst!

Einige. Nein, Emilie, Julius scherzt nicht! Vater sagte uns neulich fast eben dasselbe.

Julius. Gewiß ich scherze nicht! Ich versichre dich in ganzem Ernst, nicht ein Wort würdest du jetzt hören, auch würd' ich keins aussprechen können, wäre keine Luft um uns her,

Emilie. Das wäre! — Daß man in einem zugemachten Behältniß, darin keine Luft kommen kann, nicht beim Leben bleiben würde, das weiß ich wohl.

Fritz. Ja, wie du neulich das lahme Kükchen in das grüne Kästchen gesetzt und es hübsch dicht zugemacht hattest, nicht wahr?

Emilie. Ja — als ich eine Weile nachher einmal sehen wollte, wie mein liebes krankes Kükchen sich befände — ach, da wars todt! und Mutter sagte: da bist du ja selbst Schuld; das arme Thier hat keine Luft kriegen, also auch nicht leben können, und so hat es ersticken müssen.

Julius. Sie, Emilie, einen großen, wichtigen Nutzen, den die Luft für alle lebendige Wesen hat, kennest du jetzt schon: du begreifst es gewiß recht gut, daß wir ohne Luft nicht Athem holen, nicht leben könnten; daß wir ohne sie bald des Todes seyn würden, wie dein Kükchen.

Emilie. Aber was thut denn die Luft dazu, daß wir hören können, was du sprichst, und daß wir ohne sie nichts hören könnten?

Julius. Kommt mit mir an das Wasser; ihr sollts deutlich sehn, wies zugeht.

Gieb Acht, Emilie, sagte Julius, als er mit seiner kleinen Gesellschaft am Ufer stand, gieb

wohl Acht auf das, was du sehn wirst auf dem Wasser, wenn ich diesen Stein hinein werfe!

Voll Erwartung sah Emilie mit starrem Blick unverwandt aufs Wasser.

Indessen rief Julius: Achtung! und warf den in der Hand habenden Stein vor Emilie in den Fluß. — Siehst du, Emilie, die vielen kleinen und großen Kreise, die da um den Fleck, wo der Stein hinfiel, rings herum sich verbreiten?

Emilie. O ja, das seh ich wohl!

Julius. Siehst du die verschiedne Größe dieser Kreise? — Je näher dem Punkte, wo der Stein niederfiel, desto kleiner, je weiter davon, desto größer werden sie! Hast du das wohl bemerkt?

Emilie. Recht gut, lieber Julius!

Julius. Sieh, nun ists vorbei, die Kreise sind alle verschwunden, nicht einer ist mehr zu sehen!

Man setzte sich jetzt ans Ufer des Flusses nieder, und Julius fragte:

Daß die Luft flüssig ist, wie Wasser, das weißt du doch schon, nicht wahr, Emilie? —

Emilie. Ja, das hat mir heute Mutter gesagt und gewiesen.

Nun gut, fuhr Julius fort, so kann ich dir noch mehr sagen.

Indem ich spreche, so machen Zunge und Lippen ähnliche Bewegungen und Veränderungen in der Luft, wie du gesehen hast, daß der Stein machte, als er ins Wasser fiel.

So wie im Wasser allerlei große und kleine Kreise entstanden, so entstehen dergleichen Kreise auch in der flüssigen Luft, wenn man beim Sprechen die Zunge und die Lippen bewegt.

Diese kommen dann vor die Ohren, berühren die kleinen Gehörnerven, und machen auf

diese Art, daß man den Lauf, den Schall, der in der Nähe oder Ferne entsteht, vernimmt.

Diese runden Kreise, die durch das Sprechen in der Luft entstehen, verbreiten sich, eben so wie die im Wasser, rund um, nach allen Seiten hin; könnt ihr nun einsehen, wies zugeht, daß man nicht so gut hört, was jemand spricht, wenn er weit von uns, als wenn er nahe bei uns sich befindet?

Fritz. Freilich! wenn man weit von dem Sprechenden ist, so können ja die Zirkel, die in der Luft entstehen, nicht so dicht an das Ohr kommen, als wenn man nahe bei ihm ist; da giebts die Menge solcher Zirkel dicht bei uns, und so muß mans ja auch besser vernehmen!

Hierauf versicherte Emilie, sie habe alles recht gut verstanden; drückte dem guten Julius voll freudiger Dankbarkeit die Hand, und gieng so, Hand in Hand, begleitet von ihren Gespielen, wieder ins Gebüsch, um die Ankunft der Eltern nicht zu verfehlen.

Nun, Julius, hub dann Emilie wieder an, wozu ist die Luft sonst noch wohl gut?

Indem aber Julius eben die Antwort beginnen wollte, da wurden Eduard und Gustchen die lieben Pflegeeltern gewahr.

Da raften alle plötzlich sich auf, und flogen mit lauter Freude ihnen in die Arme. Und da gabs nun so mancherlei kleine Fragen, kleine Antworten und kleine Neuigkeiten, von der einen und von der andern Seite, daß niemand weiter weder an die Beschaffenheit noch an den Nutzen der Luft denken konnte.

Am folgenden Tage erkundigte sich der Vater, wie sein kleines Völkchen, in seiner und der

Mutter Abwesenheit, die Zeit genutzt, womit es sich unterhalten hatte?

Mit gewohnter Offenherzigkeit gaben sie ihm nun von allem, von jedem Spiel, jeder Beschäftigung, die unterdes vorgenommen worden, Nachricht.

Der Vater billigte alles mit einem beifallächelndem Gesicht und gab jedem einen Kuß zur Belohnung. Vielleicht, sagte er, erzähle ich euch diesen Abend noch wohl etwas von der Luft, was ihr noch nicht wisset. Euer Betragen am heutigen Tage wirds ausmachen, ob ichs darf.

O daran solls nicht fehlen, gewiß nicht! — So riefen Emilie und Fritz zugleich, und alle wünschten, daß es nur erst Abend seyn mögte.

Er kam. Mit Sonnenuntergang versammleten sie sich alle um den Vater, der mit heiterm Blick sie zu sich rief. Emilie war mitten unter ihnen; und so giengs fort ins freye Feld, auf eine kleine Anhöhe, von wo aus man den Untergang der Sonne recht gut beobachten konnte.

Es war ein herrlicher Abend, so herrlich, daß man fast vergessen hätte, warum man hier war!

Selbst der Vater schien ganz in stiller Entzückung sich verloren zu haben.

Endlich brachte ihn seine geliebte wißbegierige Emilie wieder zu sich selbst, indem sie sich fest um ihn schlang, und zu ihm sagte: Na, liebes Väterchen, wolltest uns ja noch recht viel vom Nutzen der Luft sagen? Willst du das nun auch?

Gern, erwiederte der Vater, will ich das thun, sonst hätt ichs euch nicht versprochen.

Ihr habt nun freilich schon manches davon gehört: aber manches ist doch noch übrig, das ihr noch nicht wisset.

Alle. Was denn, Vater?

Vater. Sie bewahret uns vor mancherlei Krankheiten und erhält unsern Körper gesund.

Emilie. Wie geht das zu?

Vater. Daß Menschen und Thiere warmes Blut haben; daß die Luft flüssig, noch viel flüssiger und feiner ist als Wasser, das, nicht wahr? das wisset ihr alle jetzt schon.

Die Kinder. O ja, Vater, das wissen wir schon.

Vater. Das warme Blut nun, das beständig in unsern Adern in Bewegung ist, würde gar bald so heiß werden, daß wir nicht im Stande wären es auszuhalten; wir würden vielmehr unausbleiblich gewiß sehr elend, sehr krank werden und eines schmerzlichen Todes sterben. — Wundert euch das? Ich sage euch, dies würde der unvermeidliche Erfolg seyn; schreckliche Krankheiten mancher Art würden gewiß uns überfallen, wenn nicht die Luft, die viel kühler als unser Blut ist, ohne Unterlaß in unsre Lungen führe, sich auch in die Adern schliche, sich mit unserm Blute vermischte und es abkühlte.

Auf diese Weise wird aber unser Blut durch die stets eindringende kühle Luft vor zu großer Wärme gesichert, und viele sonst unvermeidliche Entzündungskrankheiten werden dadurch verhütet; so daß das Blut grade so viel Wärme behält, als zur Erhaltung des Körpers und der Gesundheit nöthig und zuträglich ist.

Fritz. Aber Vater, wenn nun die Luft einmal im Körper ist, so kann sie ja nicht immer so kühle bleiben; sie muß doch zuletzt eben so warm werden als das Blut selbst; und so kanns ja nicht helfen, mein ich, daß sie sich mit dem Blute vermischte?

Vater. Wenn die Luft beständig im Blute bliebe, dann wäre freilich deine Besorgniß ge-

gründet: aber, lieber Fritz, das geschieht nicht, sondern die Luft, die wir eingeathmet haben, fährt ja gleich wieder zurück, und diejenige, die sich mit unserm Blute vermischt hat, macht sich auch wieder von demselben los, und fährt — wer weiß durch wie viel kleine Löcherchen, die in unserer Haut sind — — wieder aus dem Körper heraus, um der frischern Luft Platz zu machen. Verstehst du mich?

Fritz. Völlig, lieber Vater!

Vater. Noch mehr: so wie die Luft aus dem Körper heraus fährt, so nimmt sie immer viele der Gesundheit schädliche Unreinigkeiten mit sich fort, und verhindert auch auf diese Weise manche Krankheit. Denkt nur, wies in unserm Flusse geht; wenn ihr ein Stückchen Holz oder so etwas hinein werft, so wird es meistens augenblicklich vom Strome fortgeschwemmt, oder es geschieht doch wenigstens bald darnach, wenn es sich auch ein Weilchen hie oder da am Ufer festsetzte. So wohlthätig ist für uns der Strom der Luft von Gott eingerichtet! Ist euch das auch verständlich?

Emilie und Fritz. O ja, Vater; nur weiter!

Vater. So wie sich aber nun im Wasser allerlei fremde Theilchen aufhalten, und hin und her darin schwimmen, grade so gehts auch in der Luft her. Auch in ihr sind solche fremde Theilchen befindlich, die allerdings auch für unsre Gesundheit zuweilen sehr schlimme Folgen haben können. Hieraus könnet ihr nun leicht von selbst einsehen, was es bedeutet, wenn von reiner und unreiner, schädlicher und gesunder Luft gesprochen wird.

Gustchen. Ja, wenn viel fremde Theilchen in der Luft sich aufhalten; so ist sie unreiner, als wenn nicht viel darin sind.

Eduard. Und wenn gar keine darin wären; so wäre sie ganz rein, nicht Vater?

Kristoph. Und wenn sie sehr rein ist — wenn nicht viele fremde Theilchen darin herumschwimmen; so ist sie am gesundesten.

Vater. Ihr habt alle drei richtig geurtheilt. Nun sagt mir aber auch, warum ist die Luft nicht gesund, wenn sie nicht rein ist, sondern viele von solchen fremden Dingen mit sich führt?

Emilie. Weil dann viele davon mit dem Strome der Luft in unser Blut kommen.

Fritz. Und weil das Blut davon unrein und faul wird.

Julius. Sie setzen sich auch in der Lunge fest, und daraus entsteht dann Husten, Schwindsucht u. d. gl.

Vater. Richtig! Ihr seht also, wie schädlich eine unreine Luft werden kann!

Kristoph. Wie kommen denn die unreinen Theilchen hinein in die Luft?

Eduard. Das weiß ich auch nicht, Vater.

Vater. Die steigen unaufhörlich von der Erde in die Höhe, und die Luft nimmt sie mit fort, wie das Wasser zu thun pflegt, wie ich euch vorhin schon gesagt habe. Das, was nun so, theils von der Erde, theils von andern Dingen in die Höhe steigt, das nennet man Ausdünstungen, auch wohl Dünste überhaupt. Der größte Theil dieser Dünste steigt aber nicht sehr hoch, sondern bleibt nahe über der Erde

Eben deswegen ist auch die Luft in der Höhe, auf hohen Bergen reiner, also auch leichter und gesünder, wie die, unten in der Tiefe, nahe auf der Oberfläche der Erde; denn hier ist die Luft, von der größern Menge der Dünste, dichter, schwerer und drückender.

Emilie. Aber, Vater, wie kömmts, daß oben die Luft reiner ist wie unten; daß die Dünste der Oberfläche der Erde so nahe bleiben? Ich dächte sie müßten immer höher hinauf steigen, höher wie die höchsten Berge? Wo bleiben sie denn zuletzt?

Vater. Da bringst du mich darauf, euch noch eine wohlthätige Eigenschaft der Luft anzuzeigen! Sieh, theils sammlen sie sich in Wolken, und fallen als Thau, Regen, Schnee oder Hagel, je nachdem es uns nützlich ist, wieder herunter, zur Beförderung des Wachsthums einer unendlichen Menge Gewächse, vom kleinsten Gräschen an, bis zum allerhöchsten Baum. Ist das nicht, so werden sie, besonders des Sommers, durch Gewitter zertheilt; am allermeisten aber geschieht diese Zertheilung und Auseinandertreibung durch die Luft selbst.

Dies geht so zu: die Luft wird eben durch diese aufsteigende Dünste in Bewegung erhalten, so, daß diese Bewegung grade das Mittel wird, die Dünste zu zertheilen und allenthalben hin zu verbreiten, daß sie nirgends zu sehr sich anhäufen können.

Kann aber diese mäßige Bewegung der Luft die fremden Theilchen nicht mehr zertheilen, dann wird sie stärker, und so entsteht Wind und Sturm, der freilich auch hie und da Schaden thut, besonders der Schiffahrt. Doch dieser Schade ist Kleinigkeit, gegen die großen Vortheile, die selbst durch Sturmwinde der Welt verschaffet werden.

Dies will ich euch ein andermal deutlicher beweisen. Jetzt ist es, wie mich dünkt, Zeit nach Hause zu gehen.

Kristoph. O, nun weiß ich auch wohl noch was, wozu die Luft gut ist, wenn der Wind mit dazu gehört!

Vater. Allerdings; Wind ist nichts anders als eine stark bewegte Luft. Aber kommt, wir dürfen nicht länger verziehen. Wir können auch unterwegens darüber sprechen, wenn jemand noch was zu sagen, oder zu fragen hat. —

Nun giengs ohne weitern Aufenthalt fort nach Haus. Beim Aufbruch faßte der Vater den kleinen fünf jährigen Kristoph bei der Hand und sagte; Nun, Kleiner, was wars den, das du uns noch von der Luft zu sagen hattest?

Kristoph. Da die Windmüller Mehl machen können, dazu ist Wind gut!

Vater. Seht doch! Daran hätt ich jetzt wohl kaum gedacht. Hast Recht, und Dank sollst du haben, daß du uns noch daran erinnert hast. Es ist wahr, in mancher Gegend würden die Leute übel daran seyn, wenn nur ein Jahrlang die Windmülhen den Wind entbehren müßten.

Friz. Ich weiß auch noch was! —

Vater. Nun?

Friz. Der Wind treibt die Regen- und Gewitterwolken dahin, wo sie nöthig sind, oder zertheilt sie, daß die Gewitter nicht immer so heftig werden können.

Vater. Auch gut!

Eduard. Ich auch! — Er treibt die Saamenkörner auf den Wiesen umher, daß es nirgends an Blumen fehlt. In den Gärten machters auch so, sonst würden nicht so viel Blumen und Gewächse seyn. Das hab ich im Winter mal vom Vater gehört.

Vater. Hast nicht Unrecht, Kleiner. — Nun sah der Vater sich um, nach dem keinen lebhaften Gustchen. Dieser rief: Und wenns im Sommer so heiß ist; so macht es manchmal der Wind wieder so schön kühle gegen Abend!

Vater. Richtig! — Nun, Emilie, wie ists, weißt du nichts? Schweigst du so mäusgen still?

Emilie. O doch! Wenn Mutter die Wäsche hat, und der Wind wehet ein bischen, so wird das Zeug eher trocken, und dann freut sie sich, daß der Wind wehete!

Vater. Auch gut bemerkt! — Nun, wie weiter? Wer weiß noch was Nützliches von der Luft zu sagen?

Da nun ein allgemeines Stillschweigen erfolgte; so sagte der Vater ferner: wie wärs, wenn ich doch noch eins zu finden wüßte, wozu die Luft, eigentlich der Wind, durchaus unentbehrlich ist? — Wie ist wohl der große Weltumsegler Cook nach den vielen Inseln gekommen, die er entdeckt hat?

Friz. J, er ist auf dem Wasser dahin gesegelt.

Emilie. Freilich, er mußte ja hinsegeln, hinreiten konnte er doch nicht!

Vater. Nun, wenn er denn dahin segeln, auf dem Wasser also hinreisen mußte, was hatte er dazu durchaus — durchaus nöthig?

Da riefen die Kinder alle überlaut: Wind! Wind! Wind! Wind!

Sieh, daß uns das doch nicht gleich einfiel, sagte hierauf Emilie, das ist doch närrisch!

Unter einigen Anmerkungen, die der Vater nun noch über den großen Nutzen der Schiffahrt, und über die Unentbehrlichkeit derselben machte. sah sich die frohe Gesellschaft, ehe sie es bemerkte, wieder vor dem väterlichen Hause, und fand die Mutter mit dem Strikzeug in der Hand, auf der Rasenbank sitzend, wo sie längst mit Sehnsucht die Zurückkunft ihrer kleinen Familie erwartet hatte, und nun jeden mit einem mütterlichen Kusse zärtlich bewillkommte.

Von einem Ungenannten.

Die Schiffahrt.

Frizchen an seinen Freund Hänschen.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiflein, o frage
Noch einmal mein Hänschen und mich!
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende;
Zur Wiege begehren wir dich.
Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen;
Da ließen die Blumen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu hauf.
Wir schwebten in lüsternen Kreisen;
Da sangen die Lerchen die Weisen,
Da zirpeten Täucher im Rohr.
Wir schwebten auf strömenden Flächen;
Da rauschte Gemurmel von Bächen;
Da säuselten Lüftchen ans Ohr.
Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns manches zu lachen,
Wir hatten des Spieles nicht Rast,
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir alle begannen zu singen,
Und ich hielt mein Hänschen umfaßt,
Das waren mir selige Tage!
Du kleiner Gefälliger, sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schiflein mir wieder!
Dann setz' ich dich neben mir nieder,
Und fahre durchs Leben mit dir.

Overbeck. (abgeändert.)

Der Mond.

Im stillen heitern Glanze
Tritt er so mild einher;
Wer ist im Sternenkranze
So schön geschmükt, als er?

Er lächelt still, bescheiden,
Verhült sein Angesicht;
Und giebt doch so viel Freuden
Mit seinem trauten Licht.

Er lohnt des Tags Beschwerde,
Schließt sanft die Augen zu,
Und winkt der müden Erde
Zur stillen Abendruh;

Schenkt mit der Abendkühle
Den Seelen reine Lust;
Die seligsten Gefühle
Gießt er in unsre Brust;

Lokt uns zu heilgen Bäumen
Im schauerlichen Hain;
Weiht uns zu hohen Träumen
Vom Glück des Himmels ein.

Du, der ihn uns gegeben
Mit seinem trauten Licht,
Hast Freud' am frohen Leben,
Sonst gäbst du ihn uns nicht.

Hab Dank für alle Freuden,
Hab Dank für deinen Mond,

Der Tages Last und Leiden
So reich, so freundlich lohnt!

Karoline Rudolphi.

Wozu sind Arme und Reiche in der Welt?

Gottlieb.

Aber, Vater, warum mag der liebe Gott doch wohl gewollt haben, daß einige Leute arm wären?

Vater. Weil er wollte, daß einige Leute reich wären.

Gottlieb. Wie so, Vater?

Vater. Ich meine, wenn kein Mensch weniger hätte, als er braucht, so würde auch kein Mensch mehr haben, als er nöthig hat. Denn wenn der Eine zu viel haben soll, muß der Andere zu wenig haben.

Gottlieb. Aber warum sollten denn einige Menschen zu viel haben?

Vater. Beantworte mir erst eine andere Frage: sind Mitleid und Wohlthätigkeit nicht eine schöne liebenswürdige Tugend eines Menschen?

Gottlieb. Allerdings!

Vater. Und wäre es nicht Jammer und Schade, wenn diese Tugend bei den Menschen nicht gefunden würde?

Gottlieb. Ja freilich!

Vater. Könnten aber Mitleid und Wohlthätigkeit wohl unter den Menschen statt finden, wenn sie alle in gleichem Wohlstande wären? Wenn's dem Einen nicht zuweilen schlim, dem Andern besser gienge?

Gottlieb. Nein, da hätte ja keiner Gelegenheit, mitleidig und wohlthätig zu seyn.

Vater. Kann man aber eine Tugend erwerben, und immer stärker darin werden, wenn man ganz und gar keine Gelegenheit hat, sie auszuüben?

Gottlieb. Nein!

Vater. Du siehst also, daß die schöne Tugend des Mitleids und der Barmherzigkeit gegen Nothleidende gar nicht statt haben könnte, wenn keine Nothleidende wären. Gott mußte ja also wohl zugeben, daß in seiner Welt Arme und Reiche wären, damit Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit darin seyn konnten.

Gottlieb. Aber deswegen brauchten doch einige Leute just nicht so sehr reich zu seyn!

Vater. Die sehr reichen Leute sollten mit ihrem Reichthum sehr viel Gutes stiften; sollten zum Besten anderer Menschen etwas damit thun, was mit wenigerem Gelde nicht gethan werden kann.

Gottlieb. Aber thun sie das auch immer?

Vater. Schlim für sie, wenn sie es nicht immer thun! Denn blos dazu gab ihnen Gott so viel, damit sie zum Besten ihrer Brüder viel damit ausrichten sollten.

Gottlieb. Ja, aber was haben denn nun die Armen davon, daß sie arm sind?

Vater. Ich muß dir diese Frage abermals durch eine andere Frage beantworten: glaubst du nicht, daß Geduld, Vertrauen auf Gott, und Dankbarkeit gegen diejenigen, die uns Gutes erweisen, auch schöne und wünschenswürdige Tugenden sind?

Gottlieb. Das versteht sich!

Vater. Wann hat man aber am meisten Gelegenheit, diese herrlichen Tugenden zu üben,

wenn man alles im Ueberfluß hat und es uns immer wohl geht, oder wenn man an vielen Bequemlichkeiten des Lebens Mangel leidet?

Gottlieb. Im leztern Fall.

Vater. Wenn nun Gott wollte, daß auch diese Tugenden in seiner Welt geübt würden, und wenn er, nach seiner Allwissenheit vielleicht voraussahe, daß einige Menschen sie nicht anders üben würden, als wenn sie arm wären: was mußte er thun?

Gottlieb. Er mußte zugeben, daß diese Menschen in Armuth geriethen.

Vater. Begreifst du nun, was die Armen davon haben, daß sie arm sind? — Aber noch eins! Glaubst du nicht auch, daß es viele Leute giebt, die ein gemächliches Leben gar nicht ertragen könnten? Welche böse Menschen werden würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit mit Mangel und Elend zu kämpfen hätten? Ich weiß ein merkwürdiges Beispiel hievon, welches ich dir erzählen will.

Ein armer Landmann mußte sich Tag vor Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit schwerer Arbeit quälen, um sich selbst, seine Frau nebst zween Söhnen nothdürftig zu ernähren.

Oft hatten sie nur Salz und Brod zu essen, und zuweilen sogar von diesen nicht genug, um satt zu werden.

Aber sie waren gnügsam und geduldig; vertrauten Gott und harreten auf seine Hülfe, welche denn auch niemals ausblieb. Denn, wenn sie auch zuweilen noch halb hungrig sich auf ihr Strohlager legten, und nicht wußten, was am folgenden Tage aus ihnen werden würde; so hatte die göttliche Vorsehung am andern Morgen doch immer etwas für sie veranstaltet, was

sie nicht voraus gesehen hatten. Bald wurde ihnen unvermuthet von wohlthätigen Leuten etwas ins Haus gebracht, bald bot sich eine unerwartete Gelegenheit dar, etwas zu verdienen. Kurz, diese arme Familie lebte fromm, arbeitsam, und bei aller ihrer Dürftigkeit zufrieden.

Zum Unglück hatte der Mann einen Bruder, der schon in seiner Jugend nach Indien gerathen war, und daselbst Gelegenheit gefunden hatte, sich großen Reichthum zu erwerben. Dieser kehrte jezt mit seinem ganzen Vermögen zurück, kaufte in der Hauptstadt des Landes ein prächtiges Haus, und dachte nun den Rest seiner Tag in Ueberfluß und Wohlleben hinzubringen.

Allein plözlich ward er krank und starb. Er hatte sich nie verheirathet gehabt; sein ganzes Vermögen fiel also seinem armen Bruder zu.

Nun kannst du dir denken, wie diesem der Kopf schwindeln mußte, da man ihm auf einmal meldete, daß er jezt Herr von hundert tausend Thalern wäre!

Beinahe wäre der arme Mann, zusamt seiner Frau in Ohnmacht gesunken, da er von diesem unerwarteten Glücke benachrichtet ward. Es dauerte lange, ehe er sich wieder fassen konnte; und nun fing er an zu sorgen, was er mit dem vielen Gelde machen sollte?

Häte er den Eingebungen seines eigenen guten Herzens folgen wollen, so wäre er in dem Stande geblieben, worin er war; er würde einen kleinen Meierhof gekauft und dann fortgefahren haben, arbeitsam, mäßig und gottesfürchtig zu seyn; einen Theil seiner Einkünfte hätte er auf die Erziehung seiner Kinder, und den Ueberschuß zu wohlthätigen Handlungen verwandt.

Allein da kamen thörigte Leute und fragten: ob er den Verstand verloren hätte? Ob er nicht wüßte, daß man von so vielem Gelde, als er nun besäße, ganz anders leben könnte? Und nun beschrieben sie ihm das vornehme Stadtleben mit allen seinen armseligen Herrlichkeiten auf eine so reizende Weise, daß dem armen Mann vor lauter Entzückung Hören und Sehen vergieng.

Kurz Martin (so hieß unser Mann) ward beredet, das Dorf zu verlassen, nach der Hauptstadt in das prächtige Haus seines vorstorbenen Bruders zu ziehen, und daselbst die faule, schwelgerische und üppige Lebensart vornehmer Leute anzufangen. Einige Schmeichler und Schmarozer, welche ehemals selbst in der Stadt gelebt hatten, begleiteten ihn dahin, um, wie sie sagten, ihm mit ihrem Rathe beizustehen, damit er in seinen neuen Stand sich gehörig schicken lernte.

Die erste Thorheit, zu der sie ihn verleiteten, war, sich in den Adelstand einzukaufen. Es geschahe; für einige hundert Thaler ward Martin in einen Herrn von Martin umgeschaffen, und nun mußte er, zur Behauptung seiner neuen Würde, sich entschließen, alle die glänzenden überflüßigen Dinge anzuschaffen, welche in vornehmen Häusern zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden.

Dazu gehörten prächtige Kleider, schimmerndes Hausgeräth, theure Gemählde und Statuen, Pferde, Kutschen, Lakaien und Köche. Dies alles mußte nicht blos angeschaft, es mußte auch unterhalten werden.

Noch mehr: der Herr von Martin, und die gnädige Frau von Martin und die beiden Junker von Martin mußten nun auch in der Anwendung der Zeit den vornehmen Mußiggängern, in deren Stand sie getreten waren,

gleich zu werden suchen. Man stand also nicht mehr, wie sonst, mit der Sonne auf, sondern schlief, bis es schon hoch am Tage war. Dann wurden einige Stunden dem Anzuge und dem Putze gewidmet. Nun setzte man sich zur Tafel, um den Magen mit einer Menge erkünstelter Speisen zu überladen. Dann fuhr man aus, um langweilige Besuche zu geben, oder blieb daheim, um eben so langweilige Besuche anzunehmen. Der Rest des Tages wurde entweder mit Spielen verdorben, oder man fuhr ins Schauspielhaus oder zu Assembleen, Bällen und Maskeraden. Ein großer Theil der Nacht ward endlich wieder an der Tafel verschwendet.

Je länger dieses üppige Leben währte, desto mehr erstarb in dem Herzen dieser unglücklichen Leute jede Tugend, die zur Zeit ihrer Armuth ihnen eigen gewesen war. An die Stelle der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Geduld, der Gottesfurcht und der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, traten Trägheit, unersättliche Gierigkeit, böse Laune, Gottvergessenheit und unzufriedenes Murren bei der kleinsten Ungemächlichkeit, welche sie in dem Genuße ihrer nichtswürdigen Vergnügungen störte.

Nicht genug; der Herr von Martin ergab sich auch der Unmäßigkeit im Trinken, und wurde dadurch oft einem unvernünftigen Thiere gleich gemacht. Die Frau von Martin machte das Spiel zu ihrer Leidenschaft, und verschwendete dadurch oft in einer Stunde mehr, als sie in ihrem vorigen Stande für sich und ihre Familie für mehrere Jahre zum Unterhalt bedurft hätte. Die jungen Herren von Martin wurden faullenzende, unwissende und ausschweifende Buben, die sich ohne Scheu den schändlichsten Lastern ergaben.

Und was waren die Folgen von dem allen? diese: — Die großen Reichthümer des Herrn von Martin waren in einigen Jahren gänzlich aufgezehrt; er selbst hatte durch seine Unmäßigkeit, seine Frau durch ihre Spielsucht sich einen schwachen kränklichen Körper zugezogen. Seine Söhne hatten so viele schlechte Streiche und Schandthaten ausgeübt, daß sie flüchtig werden mußten, weil die Obrigkeit sich ihrer bemächtigen wollte, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Sie wurden hierauf erst Landläufer, dann Räuber; endlich fielen sie der Gerechtigkeit in die Hände, und wurden verurtheilt zum warnenden Beispiele für andere eines schimpflichen und schmählichen Todes zu sterben.

Ihre Eltern geriethen an den Bettelstab, und fanden wenig Mitleid bei andern, weil jedermann wußte, daß sie selbst schuld an ihrer Armuth wären. In Lumpen gekleidet, schwach und kränklich irreten sie eine Zeitlang von Dorf zu Dorfe, um Almosen zu sammlen, bis sie endlich in ein öffentliches Armenhaus aufgenommen wurden.

Hier brachten sie den Rest ihres Lebens in bitterer Reue über ihre Thorheiten zu, und starben endlich unter peinigenden Gewissensbissen. —

Jezt urtheile selbst, lieber Gottlieb, ob es für diese Leute nicht ein wahres Glück gewesen wäre, in ihrem ersten armseligen Zustande zu bleiben? Dann wirst du dir auch die Frage beantwortet haben: Warum die göttliche Vorsehung bei der Austheilung der irrdischen Glücksgüter einigen mehr, andern weniger zugemessen hat? C.

Das Pferd und der Hund.

Eine Fabel.

Hör an, o Freund, hör an, ich sage nach,
Was jüngst dein Hengst, der Engelländer, sprach,
Der schöne Hengst, der dir zur Lust
Gebohren ward.
Er rühmte seine Brust,
Und seinen Kopf, und seinen Schweif,
Und sein Geschick, durch einen Reif
Mit hurtiger Geschwindigkeit zu springen.
"Wem kann," sprach er, ein Saz, wie mir gelingen?
Zum Rit geh ich, wie ein Polak zum Tanz,
Mit Majestät; vom Kopf bis an den Schwanz
Bin ich gemacht dem Herrn recht zu gefallen,
Und auch mir selbst. Ich weiß auch wohl, bei allen,
Die mich besehn, hieß ich das edle Thier!
Man hat auch Recht; der Widder und der Stier
Wie ungeschikt sind sie doch gegen mich!
Das edelste, das schönste Thier bin ich.„

Drauf wedelte mein kleiner Mops daher:
„O, sprach der Hängst, o wie so klein ist er,
Der Dickkopf da! Hör an, du kleiner Hund,
Du bist zu klein, zu dick, und auch zu rund.
Betrachte mich, an mir ist nichts zu wenig
Und nichts zu viel, ich bin der Thiere König,
Betrachte mich; wie prächtig ist mein Gang!
Wie rasch mein Sprung! mein Körper wie geschlank!"

Sey, was du willst, antwortet Möpschen, sey
Geschlank und rasch und stolz; ich bin getreu,

Sonst nichts.
O Freund, o wie gefiel mir das,
Was Möpschen sprach. Hängst, sagt' ich, meinen Haß
Hat jedermann, der sich erhebt, wie du!
Er wieherte; ich schmiß die Stallthür zu.

Gleim.

Die große Höhle bei Castleton in dem hohen Peak von Derbishire.

„Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte“ — sagte der Wanderer, welcher über das Meer her von Englands grünen Hügeln wieder zurückgekehrt war. — Er saß in einer kühlen, schattigen Laube, und der Vater und die Mutter des Hauses, und die Kinder um sie her, hörten gefällig seiner Erzählung zu —

„Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte, sagte er, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich vom hellen Mittag an bis zu Sonnenuntergang drein gewesen wäre —“

Worein denn? — riefen die Kleinen, welche um den Vater und um die Mutter hersaßen. —

In der Höhle bei Castleton.

Und nun war alles begierig, die Beschreibung von der Höhle bei Castleton zu hören.

Als es Abend ward, wollte der Wandrer seinen Stab weiter setzen, aber drei von den Kindern führten den Vater allein, als ob sie ihm heimlich etwas zu sagen hätten, und baten ihn, den Wandrer die Nacht über bei sich zu behalten: denn sie wünschten die Geschichte von der Höhle bei Castleton zu hören.

Der Wandrer blieb, und aß und trank, und nach der Mahlzeit führte ihn der Vater des Hauses in ein kleines Lusthaus in seinem Garten, wo sich alles versammelte, um von der Höhle bei Castleton zu hören, und der erfreute Wandrer hub in stiller Abenddämmerung seine Erzählung an.

Hundert und siebenzig englische Meilen von London hatte ich schon zuückgelegt, manchen Berg erstiegen, und manches Thal durchwandert, als ich endlich an einem heitern Morgen mich dem Ziele meiner Reise näherte, und nun bald die herrlichen Wunder der Natur, in dem Theile von England, welcher Darbi heißt, erblicken sollte.

Die Berge, welche ich ersteigen mußte, wurden immer höher und steiler, und hinter ihnen erblickte ich immer wieder noch höhere Berge, welche aber nicht so wie die unsrigen mit Bäumen, sondern mit Gras oder mit Heidkraut bewachsen sind, so daß sie eine weit freiere Aussicht haben, und man in der Ferne die Kühe und Schafe drauf weiden siehet.

Als ich einen der höchsten dieser Berge erstiegen hatte, erblickte ich plötzlich vor mir ein reizendes Thal mit Bächen durchschnitten, und rund umher von hohen Bergen eingeschlossen; in diesem Thale nun lag Castleton, ein keines Städchen, mit niedrigen Häusern.

Ein schmaler Weg, der sich an der Seite des Berges hinunter schlängelte, führte mich in das Thal hinab bis in eine Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmal hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voll Bewundrung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsen, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünen Gebüsch bewachsen, oben auf seinem Scheitel die zerfallenen Mauern und Thüren eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Oefnung zum Eingang in die Höhle, wo alles stockfinster ist, wenn man auf einmal aus dem hellen Mittagslichte hineinblickt.

Indem ich so voll Verwundrung da stand, bemerkte ich im dunkeln Eingang der Höhle einen Mann von etwas rauhem Ansehen, der mich fragte: ob ich die Höhle sehen wollte?

Als ich dies dreist bejahete, fragte er mich weiter: ob ich auch über die Flüsse gesetzt seyn wollte? — und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte.

Ich verstand mich gern dazu, und so sagte er: ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts spielten. —

Der Weg gieng etwas abschüßig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Oefnung beim Eingange hineinfiel, allmählig in Dämmerung verlor.

Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuern Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirrdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickt ich hin und her zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirrdischen Bewohner der Höhle am Werketage Seile verfertigen, und sich auf diese Weise ihren Unterhalt verdienen.

So wie wir tiefer hinab giengen, schien die Oefnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Stralen durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die man in der Ferne aus den Hütten durch die Dämmerung aufsteigen sahe.

Und nun schloß sich endlich das hohe Gewölbe des Felsen über uns, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint, und aus der Dämmerung ward Nacht, als wir an ein kleines Pförtchen kamen, das mein Führer aufmachte.

Ehe wir aber noch hineintraten, kam eine alte Frau aus einer der Hütten mit zwei Lichtern in der Hand auf uns zu, wovon sie mir und meinem Führer eins gab, mit dem ich nun durch die Pforte hinab stieg, wo wir von dem erquickenden Tageslicht plötzlich Abschied nahmen.

Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Scheine unsrer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes der Höhle übersahe, wogegen die erste ungeheure Oefnung, durch welche wir schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betrachtung kam.

Nachdem wir hier eine ganze Strecke, wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmählich wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, welcher bei dem Flimmern unsrer Lichter, mitten in der Dunkelheit, einen wunderbaren Widerschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen, und mich ganz ausgestreckt darin niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Felsen das Wasser beinahe berühren würde.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser, und zog das Bot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Boot fortrükte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen dumpfigen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen, und sich der Felsen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussezte.

Unser Weg wurde nun bald auf einmal weit, hoch und dann wieder plözlich niedrig und enge.

An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge große und kleine versteinerte Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte; über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boote zum Ueberfahren da war.

Von da aus giengen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstrekte, und uns zulezt bis ganz ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längst dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingiengen, war naß und schlüpfrig, und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor den andern fortsezen konnte.

Demohngeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirrdischen Ufer hin; und ergözte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine prächtige Musik von fern in meine Ohren tönte.

Ich blieb voll Verwunderung stehen, und fragte meinen Führer, was dies bedeute? worauf er mir antwortete: daß ich es bald sehn sollte.

Allein, so wie wir fortgiengen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer, und löste sich zulezt in ein sanftes Rieseln herabfallender Regentropfen auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen, oben aus einem Felsen, wie aus einer dicken Wolke herabströmen sahe, dessen Tropfen, die jezt im Schein unserer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursachet hatten.

Wir

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe heran gehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

Wir sezten also unsern Weg längst dem Ufer des schmalen Gewässers fort, und sahen oft an den Seiten solche weite Oefnungen in die Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir aber alle vorbeigiengen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jezt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel, mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruheten, welche die Hand des künstlichen Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirrdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir den Augenblik an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur, die Majestät des Schöpfers enthült, die ich in dieser feierlichen Stille, und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieses Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unsrer Reise.

Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum leztenmale wölbt, und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Fluth zusammenstößt, und so die Höhle schließt, das kein Sterblicher einen Fuß weiter sezen kann.

Jezt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen, allein ich sollte noch

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

mehr Beschwerlichkeiten erdulden, und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oeffnung einer hohen Felsenwand folgte.

Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte, als ich dies bejahete, sagte er mir: ich sollte ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande fort, durch die Oeffnung zwischen dem Felsen, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sahe ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in dem höchsten Felsen, wie eine Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, wie ich nur den ersten Schrit hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und sagte, ich sollte ihm nur folgen, weil er schon wüßte, festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in den Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir: ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indes gieng er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter, und ließ mich ganz allein.

Ich verlohr ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblikte, woraus es wie ein schöner Stern empor zu steigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergözt hatte, kam mein Führer und brachte mich den steilen schlüpfrigen Hügel glücklich wieder hinunter; und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf, und ließ sein Licht oben durch eine kleine Oefnung in dem Felsen hinunter schimmern, indes ich das meinige mit der Hand verdekte; und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht, durch dicke Wolken ein Stern hinunter schimmerte, ein Anblick der alles an Schönheit übertraf, was ich je gesehen habe.

Nun war unsere Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten; hörten aufs neue den Regenguß, sanftrieselnd in der Nähe, und melodisch tönend in der Ferne; und kehrten über die stollen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pfortchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied nahmen, das wir nun nach einer solchen langen Dunkelheit wieder begrüßten.

In einer wunderbaren Mischung von Licht und Schatten zeigte sich nun alles, wie in einer andern Welt.

Der Tag schien allmälig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sahe man zulezt den Rauch der Höhle und dann die Höhle selber, und wie wir höher hinaufstiegen, sahen wir wieder die Knaben bei dem abgehauenen Stamme im Dämmerscheine, bis endlich die

röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Oefnung der Höhle schimmerten, und gerade indem wir hinaus stiegen, die Sonne in Westen untersank. Moritz.

An unsre theure Mutter.

C. J. W. J.

Mit diesem Blumenkranz umwindet
Dich treue Kindeszärtlichkeit;
Mit diesem Rosenbande bindet
Die Lieb und Ehrfurcht fester heut.

Mit diesem Blick, mit diesen Küssen,
Auf deine mütterliche Hand —
O mögtest du es, Theure, wissen,
Was stets dies Herz für dich empfand!

Doch, mögen unsre Lippen schweigen
Von dem, was aus dem Herzen quilt,
Entschluß und That nur sollen zeugen,
Was für dich unsre Seele fühlt.

Und wenn dies Herz voll Kindestreue
Je einem neuen Fehl erliegt:
O, so verwisch ihn schnelle Reue;
Er schwäche deine Liebe nicht!

Mit Rosen deinen Pfad besäen
Sey unser seligstes Bemühn —
Du sollst ihn sanft durchs Leben gehen,
Viel Freuden sollen um dich blühn.

Viel Mutterfreuden deinem Herzen
Vergelten seine Zärtlichkeit,
Versüßen seine Sorg und Schmerzen —
Viel Freuden, rund um dich gestreut.

So oft der Tag wird wiederkehren,
Des wir uns heut so innig freun,
Soll er auch deine Freuden mehren,
Soll er auch unser Zeuge seyn,

Daß wir mit Vorsaz nie gebrochen,
Was wir an deinem Freudenfest
Dir und dem Himmel heut versprochen,
Der Muttertreu nicht ungesegnet läßt.

Karoline Rudolphi.

An die kleine Lotte, zum Geburtstag.

Sey der Frühlingsblüte
Mit den süßen Düften gleich;
Werd an jeder Anmuth reich;
Aber sieh — die süße Blüte — —
Wie sie künftge Frucht umhült!
Werd auch durch Verstand und Güte
Ihr getreues Bild.

Karoline Rudolphi.

Leonore und Charlotte.

(Nachbars Kinder, etwan 11 und 12 Jahr alt; Charlotte mit einem Korbe am Arm und einer Gieskanne in den Hand. Sie geht an Leonorens Gartenthür vorbei, wo diese sizt und liest.)

Charlotte.

Sieh da Leonore! Komm ein wenig mit mir.

Leonore. (Seufzend, indem sie aufsteht und Thränen im Auge hat.) Ach, ich kann nicht!

Charlot. Du kannst nicht? und bist traurig? Was fehlt dir? (Sie geht näher zu ihr.)

Leonore. Ach, ich lese hier ein so schönes Buch!

Charlotte. Fi! das kann ja wohl kein schönes Buch seyn, das traurig macht?

Leonore. Nicht?

Charlotte. Nein; denn alle Bücher, woraus meine Mutter mir vorliest, die machen mich vergnügt.

Leonore. Ach, kennst du den Siegwart nicht?

Charlotte. Den armen Siewert; Ja wohl, da will ich eben hin. Sein kleiner Friz ist krank; dem will ich allerlei zu essen bringen, was ihm dient.

Leonore. Du bist nicht klug! Den Siegwart sag ich. Das ist das Buch, was ich lese. Und den kennst du nicht.

Charlotte. Den Siegwart? Nein, davon hab ich nie gehört. Was ist denn das?

Leonore. Ach, das ist die Geschichte von zwei Leuten, die sich so heftig liebten, so heftig, und —

Charlotte. Sich liebten? Nun das ist ja was Schönes; lieben wir uns nicht auch? Und ist das nicht schön? (Sie sezt sich bei ihr.)

Leonore. Ja, aber dies ist ganz eine andere Liebe. Die ist so traurig, so traurig!

Charlotte. Die mag ich aber nicht leiden.

Leonore. Das macht, weil du das Buch nicht kennst. Komm, bleib bei mir, so will ich dir alles erzählen. Es ist gar zu schön!

Charlotte. Damit ich auch so traurig würde? Nein, nein!

Leonore. Ach, du wirst gern mit mir weinen, hör nur —

Charlotte. Ja wenn du mirs im Gehen erzählen wolltest; denn sieh, der kleine Friz mögte hungrig seyn, und den will ich erfreun.

Leonore. O mit deinem kleinen Friz! Laß den Jungen warten, er wird so geschwind nicht todt hungern. Ich sollt' auch diesen Nachmittag die kleinen H* *s besuchen; sie baten mich gestern drum, die älteste ist krank, aber ich sagte, ich hätte Kopfweh, und —

Charlotte. So hast du ja gelogen?

Leonore. Ach, ich konnt es nicht helfen, es ist ein gar zu schöne Geschichte, und ich wollte sie so gern auslesen.

Charlotte. Aber daurte dich denn nicht die arme kranke H* *?

Leonore. O sie wird sich schon drein gefunden haben! Sie wissen doch nichts anders als Kinderspiele.

Charlotte. Ja, zum Spielen und Lustigseyn kommen wir ja auch zusammen, wenn wir fleißig gewesen sind. Und die kleinen H* *s sind immer recht fleißig und so gut, so gut! Sobald einer von uns was fertig haben will, helfen sie nicht gleich? Und wenn einer von ihnen was hat, das dem andern gefällt, schenken sies ihm nicht mit tausend Freuden?

Leonore. Fleißig, sagst du, wären sie? Und was machen sie denn? Spinnen, stricken, nähen, Unkraut ausgäten und so was, das jedes Bauermädchen auch kann; ja das sieht man sie wohl thun: aber wann hast du gesehen, daß eine von ihnen sich von ihrem Spinrocken wegstahl, um, so wie ich, in der Einsamkeit eine rührende Geschichte zu lesen? Ich glaube die plumpen Mädchen würden bei meinen Siegwart lachen können. (Sie sieht, daß Charlotte einen Schmetterling fängt.) O ums Himmels Willen, was

machst du da? (Sie hält die Hand vor die Augen.) Das arme Thier!

Charlotte. Nun, was ists denn?

Leonore. Wie? daß du das arme Thierchen quälst!

Charlotte. Quälst? Nein, ich will ihn ja nur besehen, wie er so schön ist. Sieh du selbst nur einmal, ich bitte dich.

Leonore. (Hält noch immer die Hand vor die Augen.) Nein, nein, ich kann das nicht ansehn! So laß ihn doch fliegen!

Charlotte. Ja, wenn ich ihn erst recht betrachtet habe. O sieh doch, welch ein schönes Kleid ihm der liebe Gott gegeben! Weit, weit schönre Farben, als deine Mutter zu ihrer Stickerei hat.

Leonore. Was gehn mich die Farben an — nein —

Charlotte.. Und die untersten Flügel noch schöner! So sieh doch, ich bitte dich, Ich kann mich nicht satt daran sehn.

Leonore. Nein, sag ich dir, ich seh nicht hin, bis du ihm die Freiheit gegeben hast.

Charlotte. Nun gut, da fliegt er hin. Aber bist du nicht albern, daß du dich über so was Schönes, was der liebe Gott gemacht hat, nicht freuen magst? Das ist tausendmal besser, als in einem Buche lesen, dabei man weinen muß.

Leonore. (Indem sie die Augen geöfnet.) Nun das ist mir lieb, daß er fort ist. Das arme Thier!

Charlotte. Du bist nicht gescheid! So warst du sonst nicht, ehe du die Bücher lasest. Fi, in meinem Leben will ich so ein Buch nicht lesen, das so albern und so traurig macht! Wärs nicht besser, du giengst mit mir zu meinen armen Friz? Da sollst du Freude sehn. Sieh hier, (siedekt den Korb

auf) und denn was ich ihm noch mehr zugedacht! Ich habe ihm ein Hemd geneht, das liegt nun auf dem kleinem Bleicheplatz hierbei an, und das will ich begiessen, damit es hübsch weiß werde. Sonntag soll ers haben. So komm doch, damit du wieder fröhlich wirst. (Sie schlept sie mit sich fort aus der Gartenthür.)

Leonore. Ich kanns's in keiner Krankenstube aushalten.

Charlotte. Warum nicht?

Leonore. Ich werde so beklommen, als wenn ich eben die Krankheit hätte, die der Kranke hat.

Charlotte. Also wenn deine Mutter einmal krank werden sollte: so kannst du ihr nicht zur Hand gehen?

Leonore. Nein, Charlotte, das könnt' ich nicht; ich könnte nicht vor ihr Bette kommen. Es ist mir unmöglich, ein Würmchen leiden zu sehen; und sollte meine eigene Mutter — Himmel — wie wird mir? — Der bloße Gedanke macht mich fast ohnmächtig! — Ach! — Ach! es ahndet mir schon ein schrekliches Schiksal! Ich werde wohl — wie die arme Sophie —

Charlotte. Was schwazest du da für Zeug! Komm, Grillenfängerin! Nur ein Paar Schritte; es wird dir wohl thun. Sieh da drüben steht Siewerts Haus. Der Friz ist dir ein gar zu guter Junge! Und solltest nur sehen, wie er dem Vater hilft, so viel er kann! Der arme Alte hat je zuweilen — (sie sieht sich auf ein Gepolter um, und sieht einen alten Mann niederstürzen, der schwer zu tragen hat, den Kopf in eine Pfüze.) O Gott! o Gott! (sie läuft zu ihm hin.)

Leonore. O Himmel, was ist das! der Mann ist todt! nein, das kann ich nicht ansehn (sie läuft in ihren Garten hinein.)

Charlotte. (Zieht ihn am Arm.) O Gott, Gott! Siewert, ist er todt? (sie will den Korb von seinem Nacken heben, kann nicht, fängt an auszukramen, eines nach dem andern, was drin ist, und ruft wieder) Siewert, ach Gott! lebt er noch? Wenn ich doch nur größer wär, (nun ist der Korb leer, sie hebt ihn ab) so! (sie faßt ihn an, ob sie ihn regen kann.) Ach Gott, wenn doch der Kopf nur nicht im Sumpf stekte! (sie fühlt ihn an.) Er ist noch warm, es ist wohl nur sein böser Schwindel. (Sie läuft nach ihrer Gieskanne.) Ach, ich weiß Schon; ich will ihn begießen. (Sie nimmt die Gieskanne und gießt ihm ins Gesicht, er fängt an sich zu regen, und wälzt den Kopf heraus aus der Pfüze.)

Siewert. Oh!

Charlotte. Ach, Gottlob, Gottlob, er lebt, er lebt! — Armer Siewert!

Siewert. (Fängt an sich aufzurichten.) O Gott!

Charlotte. (Die sich anstrengt, ihm mit aufzuhelfen.) Wenn ich ihm doch nur helfen konnte!

Siewert. Gutes, gutes Kind. Danke, danke! Nun will ich wohl selbst — nun will ich wohl — sie hat genug gethan! — Wenn sie mir nicht so bald Wasser ins Gesicht gegossen hätte, — wer weiß! — Und mein Korb; (er sieht sich um) lieber Gott! auch das? — Gott vergelt's ihr!

Leonore. (Die fern herschleicht und über die Gartenhecke kukt.) Ach, er lebt doch! O das ist gut! Aber wie er aussieht! Wie scheuslich! Nein, das kann ich unmöglich mit ansehen. (Sie läuft wieder fort.)

Charlotte. (Ohne sich um sie zu bekümmern, pakt dem Alten den Korb wieder ein,

nimmt etwas davon in ihre Schürze, und sagt:) Nun, Vater, kann er auch? Sonst bleib ich hier beim Korbe, bis er das andere nachholt.

Siewert. Nein, mein gutes Kind, es geht schon, es geht schon! — Gott vergelt's ihr! (Er will ihr die Hand küssen, womit sie die Schürze hält.)

Charlotte. Nein, Vater, ich gehe mit, und das hier will ich tragen. E. R.

Fragment, nach einem nächtlichen Gewitter.

Nacht wars, und schwere Wetterwolken hingen
Am grauen Horizont herab,
Und schauerlich, gleich einem Grab,
Lag rund die Flur — —
Auf einmal fuhr
Mit raschen fürchterlichen Schwingen
Der wilde Sturm daher,
Und ach! so schwer
Belagert uns der Dünste Heer;
Es flog aus seinem schwarzen Sitz
Der majestät'sche Blitz
Und Donnerwagen rollten. — —

Noch stehen ruhig Hütt und Dach
Und Baum und Saat, und ach!
Sie flohn davon, die tödten wollten,
Die Blitze alle flohn davon,
Und schon,
Schon röthet sich mit Purpurlicht
Des Himmels friedlich Angesicht,
Und alle Lerchen schwingen
Sich freudig auf, dem Schüzenden zu singen. — —

Ihr Lerchen, ich will mit euch singen,
Mit euch dem Schützenden mein Morgenopfer bringen!

Karoline Rudolphi.

An die kleine Henriette.

Froh bei Spiel und Tanz verfließe
Deiner Kindheit goldne Zeit,
Süße Kleine! O genieße
Alle Freuden, die sie beut!

Noch lacht dir des Lebens Morgen:
Weih in unschuldsvoller Lust,
Denn der Keim zu künftgen Sorgen
Schlummert auch in deiner Brust.

Wenn der einst erwacht, dann ziehen
Unmuthswolken auch um dich;
Zwischen Rosen, die dir blühen,
Bergen dann auch Dornen sich.

Täuschend malt izt dein Verlangen
Alles dir im Rosenlicht;
Aber, Kind, so unbefangen
Bleiben deine Tage nicht.

Diese Spiele, diese Tänze,
Dürfen dich nicht mehr erfreun,
Wirst du zu der Jugend Lenze
Völlig erst erwachsen seyn.

Und die Einfalt deiner Sitten,
Die dich izt zum Engel schmükt,
Ist dann nicht mehr wohl gelitten,
Wird durch Kunst und Zwang erstikt.

Drum, geliebte, holde Kleine,
Freue dich noch ungestört,
Da von deinen Spielen keine
Strenger Wohlstand noch verwehrt!

Aemilie.

Gute Folgen einer guten That.

Der kaiserliche General, Graf M**, ist ein großer Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter in Böhmen hatte er eine Stuterei, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserlesensten Pferde gezogen wurden.

In der großen Theurung 1771, wo der Hafer zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen. Allein, er konnte sich nicht entschließen, sich von etwas zu trennen, was ihm so viel Vergnügen machte. Sie blieben also.

Alle Morgen besuchte er die Ställe, um die Augen an dem Anblick seiner Lieblingsthiere zu weiden.

Als er einst von da zurück kam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Füße, und sagte; „ach, Ihre Exzellenz, wer doch izt ein Pferd wäre!“

Wie so, alte Mutter? versetzte der General stutzend.

„Ach, sagte sie, indes ich mit einem kranken Manne uud drei Kindern vor Hunger verschmachte, bekommen ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Ansehn.“

Der Graf gab ihre einen Dukaten und gieng gedankenvoll in sein Zimmer.

Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menschenliebe einen vollkommen Sieg über die Lieblingsneigung seines Herzens. Er schickte alle seine Pferde, bis auf zwei Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ seinen Hafer, wovon ein großer Vorrath vorhanden war, unter seine brodlosen Unterthanen austheilen.

Das Heu wurde ebenfalls verkauft und nebst der Summe, die er aus den Pferden löste, zum Unterhalt der Dürftigen angewandt; und er hatte nun die Freude zu sehen, daß auch nicht einer seiner Unterthanen Hungers sterben durfte.

Wer aus eigener Erfahrung weiß, was eine viele Jahr lang befriedigte Lieblingsgrille zu bedeuten hat, der wird die Größe dieses Opfers beurtheilen können.

Kurz nachher entstand ein Aufruhr unter den böhmischen Bauern. Die Empörer raubten und plünderten, und ein Schwarm derselben näherte sich auch den Gütern des Grafen. Sie forderten die Unterthanen desselben auf, sich mit ihnen zu vereinigen, um auch hier eine Plünderung vorzunehmen: allein die guten dankbaren Leute weigerten sich nicht nur, zu ihnen zu stoßen, sondern sie bewafneten sich auch, griffen die Aufrührer unvermuthet an, und trieben sie mit Gewalt aus den Gütern ihres Herrn zurück.

Der Graf befand sich damals in Wien, und konnte die Nachricht von diesem Vorgange nicht ohne Freudenthränen lesen.

„Wie viel, rief er aus, bin ich der herzhaften alten Frau schuldig! Ohne ihre rührende Vorstellung wäre vielleicht ein großer Theil meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter erschlagen, und meine Häuser und Gärten zerstört worden. Sie soll lebenslang eine Pension haben!“ **Aus den Zeitungen.**

Neujahrsgeschenk aus Jamaka in Westindien für ein Kind in Europa *).

Lieber kleiner Vetter Kristian!

Morgen ist in Westindien **) wie in Deutschland, heiliger Kristtag. Nun sitzest du gewißlich beim Ofen, und magst nicht vor die Thüre gehn, weil es schneit, und weht, und grimmig kalt ist, magst noch weniger vors Thor, wo alles gefroren und gar nicht mehr grün ist; wo der Boden mit Schnee und Eis bedeckt, und alle Bäume kahl und dürre sind. — Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen; denn auf ganz Jamaika giebts keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht: ja ich schwitze vielmehr; mir ist so heiß, wie bei euch in den Hundstagen: kaum kann ich meinen Rok auf dem Leibe leiden; und wenn ich des Morgens nach 9 Uhr

---

*) Ich habe der Kinderlitteratur einen Dienst zu erweisen geglaubt, wenn ich diesen schätzbaren Aufsatz, welcher vor drei Jahren in der Vandenhoekschen Buchhandlung in der Gestalt einiger fliegenden Bläter erschien, durch die Aufnahme in gegenwärtige nun schon etwas schwerfälligere Kinderbibliothek vor dem Verfliegen bewahrte; und der verdienstvolle Verfasser, Hr. Schlözer, gab mir seine Einwilligung dazu. Wer ihn seinen Kindern besonders schenken will, kann noch Exemplare davon in der obgenannten Buchhandlung bekommen.
Der Herausgeber.

**) So nennt man die vielen Inseln, welche mitten in Amerika, in dem grossen mexikanischen Meerbusen liegen. Anmerk. des Herausgeb.

über die Straße gehe, mögte ich vor Hitze umfallen.

Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andre Welt. Hier giebts gar keinen Winter, sondern es ist Sommer in einem fort. Alles ist grün, die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein; in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Zweigen pflücken.

Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse? — Fast gar nichts, wie bei euch, außer Vitsbonen und gelbe Rüben; keine Aepfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben: sondern andere, theurere, delikatere Sachen, Zitronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffe, Kakao u. s. w.

Da schick' ich dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. In beigehenden Kästchen findest du I. eine Zitrone, die ich diesen Morgen erst mit eigner Hand von einem Baume gepflückt habe. II. eine Dute voll Kaffebonen, die ich vorgestern von dem hiesigen Bloksberge mitnahm. III. eine Dute voll Zucker, die noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohr saß. IV. einige Kakaobonen. — Die Zitrone wird vermuthlich schon verschimmelt seyn, wenn du sie kriegst; denn vielleicht kommt das Kästchen erst übers Jahr an. Wir sind weit von einander; von Kingston nach Göttingen mögen wohl volle 1000 Meilen seyn.

Aber außer diesen Näschereien liegt noch etwas anders im Kästchen: das wird dir gewiß noch lieber als alle Näschereien seyn! — ein Pakel Briefe an dich, liebes Kind! Ich weiß, du lernst fleißig; und hörst gerne, wenn man dir

was

was aus der Geographie erzählt. Nun Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika: das sollst du nun kennen lernen. Da ich jezo in diesem Welttheile herum reise: so will ich alles Merkwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben, und dir zuschicken.

Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel; aber an ihre Kinder wenden sie nichts. Ja, wenn mans ihnen eintrichtern könnte, wie Rum!*) — Bis ins 8te Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten nud Negern; und werden daher so grob, ungezogen und unwissend, wie die Bedienten und Negern sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule: weil ihn aber der Lehrmeister nicht züchtigen darf, denn das leiden die albernen Eltern nicht; so lernt das Herrchen nichts, als höchstens lesen. Hat er nun ein bischen lesen gelernt: dann geht er auf den Tanzboden, wird ein Stuzer, macht Männchen, gibt Visiten, und schlingelt so den ganzen lieben langen Tag mit seinen Kameraden herum.

Gestern, wie ich just den lezten Brief an dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirths ältester Sohn, **William**, auf mein Zimmer; und plauderte mir in einem fort von seinem diamantnen Ringe vor, den ihm seine Tante aus London zum heil. Krist geschickt hatte, und von dem Baal, der übermorgen auf Howards-Tavern**) seyn würde. Endlich wurde ich des Dings überdrüßig, und sagte; junger Herr, lassen Sie mich zufrieden, ich habe

*) Ein startes Getränk aus Zuckerrohr gemacht.
Anm. des Herausgebers.

**) Ein Gasthof.

was gescheuteres zu thun; ich schreibe da an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst 6 Jahr alt ist, aber schon mehr weiß, wie Sie in ihrem 14ten Jahre.

In Niedersachsen? in Niedersachsen? fragte Mr. William: wo liegt Niedersachsen? liegt es nicht in Nordamerika?

Kingston *), den 24. Dec. 1778.

I.

Port=Royal, den 2te Dezember 1778.

Vor 4 Wochen waren wir von Neu=York **) ausgereist; und die ganze Zeit über hatten wir nichts gesehen, als Himmel und Wasser, und unser Schiff, und einige andre Schiffe, die uns unterwegens begegneten. Auf unserm Schiffe waren 153 Menschen, meist Mannsleute, Matrosen und Soldaten: nur 4 Weiber und 4 Kinder waren darunter. Zuletzt hatten wir nichts mehr zu essen als Erbsen, Schweinefleisch und Schiffsbrod: dieses Brod aber war so hart, daß man es kaum zerbeissen konnte. Und Wirthshäuser, wie du weißt, giebts auf dem Ocean nicht, wo wir hätten einkehren, und frisches kaufen können.

Je weiter wir herunter nach Westindien kamen; desto mehr nahm die Hitze zu, ob es gleich schon im November war. Zuletzt konnte man keine Kleider mehr am Leibe leiden; und die Soldaten schliefen des Nachts auf dem Verdeck, weil es unten im Schiffe vor Hitze nicht auszuhalten war.

*) Die Hauptstadt der Insel Jamaika.
**) Eine Stadt in Nordamerika.

Endlich vorgestern sahen wir links die große Insel Hispaniola oder St. Domnigue, die halb den Spaniern und halb den Franzosen gehört; und rechts sahen wir die noch größere Insel Kuba, die den Spaniern ganz allein gehört. Nun hoffen wir bald Jamaika zu erblicken. Das geschah die vorige Nacht. Der Kajütenjunge kam mit großem Geschrei in die Kajüte gelaufen, brachte uns die gute Nachricht, und bekam ein Trinkgeld dafür.

Nun diesen Morgen, noch vor Sonnen Aufgang, krochen wir aus unserer dunstigen Kajüte heraus, kamen aufs Verdeck, und sahen Jamaika da vor unsern Augen liegen. O, wie freuten wir uns!

Noch sahen wir weiter nichts als hohe Gebirge und schreckliche Felsen, auf denen Büsche standen, wie unsre Wachholder-Büsche: aber unser Schiffszimmermann sagte, es wären Pfeffer-Büsche. Denn hier ist eine neue Welt. Solche Bäume, Gebüsche und Pflanzen, wie bei uns in Europa wachsen, giebts hier gar nicht; statt deren aber ganz andre.

Wie wir näher kamen, sahen wir das erste Zuckerfeld, und wo wir nur hinsahen, war alles grün auf dem Felde. Denke, Kristian, alles grün auf Jamaika, im December, wo bei uns alles weiß oder braun ist!

Um 11 Uhr Mittags kam der Lotsmann; der wies dem Schiffe den Weg vollends nach Jamaika, damit es nicht auf Klippen stieße. Nun kamen wir immer näher. Wir sahen den Hafen und die Stadt Port-Royal. Neben dran, linker Hand, auf einem Berge, sahen wir eine kleine Festung, das Apostel-Fort genannt, wo 12 Kanonen stehen; und höher hinauf eine große Festung, das Muskito-Fort genannt;

wo 70 Kanonen stehen: die sollen brummen, wenn der Graf d'Estaing *) kommt! — Laß dir das alles auf der Landkarte zeigen.

Um 1 Uhr waren wir mitten im Hafen von Port-Royal, und warfen Ancker. Gleich kam ein ganzes Boot voll kohlschwarzer Weiber und Mädchen an, die uns allerhand Erfrischungen zum Verkaufe brachten. Alle waren in das feinste weisse Zeug gekleidet: auf ihrem Wollenkopfe hatten sie nichts als einen blauen seidenen Sonnenhut; und ihre schwarze Brust trugen sie blos. Alle hatten schöne schwarze Augen, und herrliche weisse Zähne.

Wir kauften von ihnen Zitronen, Orangen, Ananas, Gurken, gelbe Rüben, Vitsbonen, und andres frisches Gemüse. O Kristian, wie köstlich schmekte das! Frisches Gemüse im December; frische Zitronen, die diesen Morgen erst vom Baume gebrochen waren, im December; und noch mehr für uns hungrige Leute, die wir in 4 Wochen nichts frisches, sondern nur Erbsen, Pökelfleisch, und steinhartes Brod, gegessen hatten!

Das erste, was wir nun vornahmen, war ein Punsch. So ein Punsch muß noch nie in Europa getrunken seyn! denn alles, was wir dazu brauchten, war frisch: frische Zitronen, frischer Zucker, frischer Rum; und noch drückten wir Ananas- und Orangensaft hinein.

Wir blieben nicht lange hier, sondern fuhren noch diesen Abend, bei hellem Mondschein, nach der Hauptstadt Kingston hinauf: da sollst du Wunder hören.

---

*) Graf d'Estaing war damals der Anführer der französischen Flotte wider die Engländer.

Anm. des Herausgebers.

II.

Kingston, den 3. December 1778.

Vorige Nacht um Mitternacht kamen wir vor diesem allerliebsten Orte an! Wir hörten eben 12 schlagen, das freute uns alle unbeschreiblich; denn seit langer Zeit hatten wir nicht schlagen hören.

Des Morgens fuhren wir in einem Bote ans Land. Wie wir ausstiegen, stand ein Mann da am Ufer, bewillkommte uns sehr höflich in deutscher Sprache, und lud uns in sein Haus ein. Ein Deutscher auf Jamaika? — Ja, liebes Kind, Deutsche giebts überall in der Welt. Du magst künftig hinkommen, wo du willst, ans Kap oder nach Tobolsk, nach Madras, oder nach Rio Janeiro, nach Paris, Stockholm oder Kolombo *): überall wirst du Landsleute, sehr oft Landstreicher und verlaufenes Gesindel und Taugenichtse, die ihren Eltern nicht haben gehorchen wollen, manchmal aber auch recht hübsche brave Leute von Landsleuten antreffen.

Dieser Deutsche, der da am Ufer stand, war aus Holstein, und seines Handwerks ein Tischler, Er war, nebst seinem Bruder, vor 17 Jahren ins Land gekommen. Weil er nun sein Handwerk gut verstand und dabei fleißig und ordentlich war, auch nicht zu viel Rum trank, wie hier viele Deutsche und Engländer thun: so war er ein sehr reicher Mann geworden; so reich, daß er jezt 7 große Häuser in der Stadt, und eine Werkstatt hat, worin über 30 Leute arbeiten.

*) Auf der Insel Zeilon in Ostindien.

Anm. des Herausgebers.

Dieser höfliche reiche Landsmann führte uns nun in seine Werkstat. Hier trafen wir 19 schwarze Sklaven an, die nackend arbeiteten, und die prächtigste Tischler- und Drechsler-Arbeit aus lauter Mahogani- und Cedernholz machten. Alles Holz, was hier herum lag, war Mahogani: dieses Holz ist in Deutschland und England so rar, hier aber giebt es ganze Wälder davon. Die Hobelspäne von diesem Holze gaben einen starken ölichten Geruch von sich, so daß es ordentlich eine Lust war, sich in dieser Werkstat aufzuhalten.

Wir sahen uns nach der Madam im Hause um, um auch der als einer Frau Landsmännin unsern Reverenz zu machen; aber es kam keine zum Vorschein. Nachher erst hörten wir, daß der Tischler und sein Bruder, jeder eine Negerin zur Frau hatten, die sie sich wie Sklavinnen auf dem Markt gekauft hatten. Die weissen Weiber aus Europa taugen hier nicht viel; sie arbeiten nichts, treiben aber einen großen Staat, und vertändeln jährlich auf 1209 Rthlr., die der Mann schaffen soll. Wer nun nicht so viel für ein weisses ausgeben will, der nimmt sich lieber ein schwarzes Weib aus Afrika. Menschen sinds ja doch, so gut wie die aus Europa: was kömmt denn auf die Farbe an?

III.

Kingston, von eben dem Dato.

Den Mittag gieng ich in ein Wirthshaus, Howards Tavern genannt, um da zu speisen.

Dies ist ein prächtiges Haus etliche Stokwerke hoch, ganz von Mahoganiholz gebaut. Um jedes Stokwerk zieht sich eine breite Galerie her-

um, wo 6 Personen neben einander spaziren können. Thüren, Treppen, Dielen auf dem Fußboden, alles ist von Mahogani, das inwendige Getäfel aber von Ebenholz. In den Zimmern des zweiten Stokwerks sind keine Fenster, sondern statt deren grün angestrichne Jalousien, durch die die Seeluft säuselt, und das Zimmer kühlt. In den Stuben hängen sehr schöne Gemälde an der Wand, besonders einige Stücke aus dem Alten Testamente. Aber in keiner Stube ist ein Ofen oder Kamin zu sehen: denn wozu Oefen auf Jamaika, wo immer Hundstage sind.

Es waren noch viel andre Deutsche hier im Gasthofe. Um 2 Uhr gingen wir an den Tisch. Was da alle für Gerichte waren, im December, lauter frisches Gemüse, eben aus dem Garten geholt! Frischer Lattig! Delikate Vitsbohnen! Auch gelbe Rüben; nur die waren ohne Saft, und unschmakhaft. Rindfleisch schmekte mir gleichfalls nicht, es war zu mager: das gute Rindfleisch kommt sonst aus Nordamerika hieher, aber nun nicht, weil Krieg ist.

Das lezte unserer Gerüchte war eine Schildkröte. Zum Nachtisch wurden aufgesezt Orangen, Kokos-Nüsse, und Ananas, die man hier in allen Monaten reif hat. Dann folgte eine Bole Punsch; dabei eine Kolpfanne, und eine Handvoll zusammengerolter Tobak, den man an einem Ende anstekt, und so ohne Pfeife raucht. Und zu allerlezt kam die Rechnung — eine halbe Guinee auf die Person.

Die Aufwartung bei Tische war sehr gut. Hinter jedem Stule stand ein Negersclave.

VI.

Kingston, von eben dem Dato.

Nach Tische gieng ich aufs Kaffehaus, wo ich eine überaus zahlreiche Gesellschaft von allerhand Leuten aus Europa, Afrika und Amerika antraf. Hier waren 10 Mohren=Jungen zur Aufwartung, die größtentheils schneeweiß gekleidet waren.

Ich ließ mir eine Porzion Thee geben, und diese kostete einen Gulden oder 2 englische Schillinge. Sonst kann man auch eine Menge anderer erfrischender Getränke hier haben.

In der Ecke stand ein Pult, auf dem lagen Zeitungen aus Europa und Nordamerika. Da drängte sich alles hin, und wollte wissen, was in der übrigen Welt neues paßirte.

Unter den Herren, die ich hier sah, waren sehr viele schwerreiche Kingstoner Kaufleute. Diese wohnen meistentheils außer der Stadt, auf ihren Plantagen oder in Gartenhäusern, und fahren ganz früh in der Morgenkühlung in die Stadt, wo sie ihre Warenhäuser haben. Um 9 Uhr sind alle ihre Geschäfte gethan: dann gehen sie aufs Kaffehaus, bleiben hier den ganzen Tag, und fahren erst Abends um 10 Uhr, wenn es anfängt etwas kühler zu werden, wieder nach Hause.

Alle Thüren standen offen, und durch die Gitterfenster strich eine starke Luft durch. Nun gegen 6 Uhr fieng es an dunkel zu werden, und ich dachte: wie werden die Leute Lichter anzünden? denn bleiben die Thüren auf, so weht ja der Wind das Licht aus; und macht man sie zu, so zerschmilzt das Licht vor Hitze, und kein Mensch kanns im Zimmer aushalten — Indem

kam ein kleiner Schwarzer, brachte eine große hohe Glocke vom feinsten weissen Glase, stekte ein Licht an, und sezte es unter die Glocke *). So gescheut ist man auf Jamaika!

V.

Vom Bloksberge auf Jamaika, den 4. Dec. 1778.

Unter den Herren, die ich gestern auf dem Kaffehause hatte kennen lernen, war wieder ein Landsmann, aus Halberstadt, seines Handwerks ein Schneider, aber nun ein reicher vornehmer Mann. Er hatte ein großes Zuckerfeld, das nannte er nach dem Namen seiner Vaterstadt Halberstadt. Und seine Schwester, die auch mit hier im Lande war, hatte einen großen Kaffeberg, den nannte sie den Bloksberg.

Auf diesen Jamaikanischen Bloksberg stieg ich heute, machte der Madam meine Aufwartung, und sah zum erstenmal Kaffe in großer Menge wachsen.

Dieser Kaffewald war auf einem hohen Berge. Die Bäumchen selbst, worauf der Kaffe wuchs, waren nur klein, etwa wie bei uns die Vogelkirschenbäume, und so roth, wie eine Vogelkirsche, sieht der Kaffe auch in seiner Schale aus. In einer jeden Kirsche liegen 2 Bohnen. Wenn diese völlig reif sind, dann wird die Kirsche dunkelbraun, und fällt von selbst ab, wie reife Eicheln und Birnen: oder aber man breitet ein Tuch unter den Baum, und schüttelt ihn.

---

*) Es versteht sich, daß diese Glocke oben eine Oefnung habe: sonst würde sie bald zerspringen.
Anm. des Herausg.

Nun werden diese Kaffekirschen, wie bei uns die Knoten *), auf ein Laken ausgebreitet, damit die äußere Schale aufspringe. Nun fallen die Bohnen heraus; und diese werden zulezt auf einer Windmühle von aller Unreinigkeit gesäubert. Nun schickt man sie auf den Wochenmarkt nach Kingston; und da werden sie nicht nach dem Gewichte, sondern Scheffelweise, wie bey uns der Haber verkauft.

Die Kaffebäumchen sitzen so voller Zweige, wie der Mehldorn; und diese Zweige fangen schon unten am Stamme an. Sie tragen das ganze Jahr. So wie ein Zweig abgeleert worden ist, kommt gleich wieder Blüte heraus.

Zwischen diesen Bäumchen stehen auch Zitronen- und Orangen in ganzen Haufen unter den Bäumen, und werden so gering geachtet, daß man, für ein Trinkgeld an den Neger, so viel zu sich stecken kann, als man will.

Sonst sah ich hier in der Gegend auch Zimtbäume, Baumwollenbäume, Kakaobäume, und sehr viele Tamarinden *)

VI.

Halberstadt auf Jamaika, den 5ten Dez. 1778.

Diesen Morgen besuchte ich den Herrn Landsmann von Halberstadt auf seinem Zuckergute

---

*) Die kleinen Knöpfchen, welche auf dem Flachse wachsen und den Leinsaamen enthalten.
Anm. der Herausg.

*) Der Tamarindenbaum trägt Schoten, welche aus zwo Schalen bestehen. Zwischen beiden ist ein gewisses weiches Mark, und die innere Schale umschließt einige Saamenkörner. Die Indianer essen diese Frucht, so wie sie vom Baume kömmt, oder auch mit Zucker eingemacht. Uns schicken sie das Mark zu, welches ein gutes Abführungsmittel ist. Anm. des Herausg.

Halberstadt. Da war eine große Ebene auf einem Berge, die durchaus mit Zuckerrohr bepflanzt war: und unten am Berge stand das prächtige Haus des Herrn Schneiders.

Eben wurde eine Menge dieses abgeschnittenen Zuckerrohrs auf Maulthieren von den Gebirgen herunter gebracht. Dieses kam auf eine Mühle, die neben dem Hause stand, um ausgepreßt zu werden. Hier waren acht Negressen, die das Rohr zwischen die Walzen der Mühle stecken mußten, die ebenfalls von Maulthieren umgetrieben wurden.

Zweimal wird das Zuckerrohr so gepreßt, und nun ist es so dürre wie Stroh: denn aller Saaft ist heraus. Dieser Saft läuft in einer Rinne unter den Walzen; und diese Rinne bringt ihn bis in die Siederei.

Hier in der Siederei wird er in großen Kesseln so lange gekocht, bis er dicke, und zulezt zu lauter Sand und Grümeln wird. Solchen Zukker nennt man Sand- oder Puderzucker: und solchen hatten wir diesen Nachmittag schon zum Kaffe, der den Morgen noch im Rohre gesessen hatte.

Vom Zuckerrohr kann man, so wie bei uns vom Flachse, alles brauchen. Die Blätter, die am Stengel herauswachsen, dienen zur Futterung für die Maulesel. Das ausgepreßte Rohr wird in der Zuckersiederei verbrannt. Und aus dem, was zum klaren Zucker untauglich ist, wird Rum oder Zuckerbrantewein gemacht. Der schmekt besser wie Nordhäuser *). In ganz Amerika und England trinkt man ihn; und durch die halbe Welt verfährt man ihn. Aber wehe dem, der ihn sich zu gut schmecken läßt! Der wird gewißlich keine 30 Jahre alt.

*) Brantewein, der zu Nordhausen verfertiget wird.

Wenn man junges Zuckerrohr gelegt hat, so muß man zwei Jahre warten, ehe man es schneiden kann. Nachher aber wächst es 10 bis 14 Jahr in einem fort, und alle Jahr kann man es wenigstens zweimal schneiden.

VII.

Kingston, den 6. Dec. 1778.

Kingston ist eine ganz herrliche Stadt, voller Menschen und voller prächtigen Häuser. Sie liegt vier Meilen von Spanischtown. Die Straßen sind nicht gepflastert; denn bei der schreklichen Hitze könnte es niemand auf den Steinen aushalten.

Die meisten Einwohner sind Kaufleute und Seefahrer. Alle haben Geld wie Heu; daher ist alles hier so unmäßig theuer; daß keine einzelne Person unter 6 Rthlr. des Tags leben kann. Viele leben, wie ehedem die Leute in Sodom und Gomorra: sie fressen, und saufen, und tanzen, und spielen; dafür sehen sie denn aber auch alle aus wie Leichen, und sterben wie Fliegen.

Wer Geld hat, kann hier alles haben, was gut schmekt. Alle Handwerker trift man hier an; aber so wohlfeil arbeiten die nicht, wie bei uns. Will man sich ein Paar Hosen anmessen lassen: so komt der Schneider im Kariol gefahren, und erscheint in einem seidenen Kleide; das müssen die Kunden bezahlen!

Die Kaufmannsdamen und die Handwerkerdamen sind prächtig gekleidet. Zu ihrem Kopfputze müssen alle Westindische Vögel ihre Federn hergeben. Ueber und über sind sie mit Perlen und Juwelen behangen. Und so wird manche Dame,

die sonst keine 3 Pfennig werth wäre, so bald sie in ihrem vollen Staate ist, unter Brüdern 300 Thaler werth. Wenn sie ausgehen, das ist, wenn sie ausfahren, haben sie eine Kalesche von grüner Seide auf dem Kopfe, beynah so groß wie ein zweisitziger Kutschkasten, die sich auch, wie ein Kutschkasten, zurücklegen läßt.

Die Demoisellen — denn alles ist Demoiselle, Jungfern und Mädchen giebts gar auf Jamaika nicht — können selten lesen; aber tanzen können sie alle. Sie schießen gewaltig in die Höhe, wie Pappelbäume; und ein junges Dingelchen von 12 Jahren sieht schon wie eine ganze Dame aus. Dafür aber haben sie auch schon im 30sten Jahre die völlige Gesichtsbildung einer Großmama. Uebrigens sieht man sie selten bei Tage; denn sie scheuen die Luft und Sonnenhitze, damit ihnen diese ihr gelbes Fell nicht noch mehr verderbe.

Die Mannspersonen sind auch galant. Sie tragen unaufgezäumte weisse Hüte vom feinsten Filz, und gehen ohne Sonnenschirm nie über die Straße. Ihre Röcke sind von leichtem Tuche, ungefüttert. Ihre Westen und Hosen sind von weisser Seide, Taffent, oder Ostindischem Linnen. Kein Mensch trägt Hüte oder Röcke mit Gold besezt; aber der größte Staat wird mit feiner weisser Wäsche getrieben. Der Hitze wegen ziehen sie wohl zwei oder dreimal an einem Tage frisches Weiszeug an. Um 9 Uhr, wenn Du erst anfängst zu arbeiten, sind hier die Geschäfte mehrentheils gethan: dann kleiden sie sich zum zweitenmale um, und gehen um 2 Uhr zu Tische: und wer des Abends Visiten macht, oder Visiten bekommt, kleidet sich zum drittenmal anders.

Hier rasselt es in einem fort von Kutschen auf der Straße noch ärger, wie in Hannover und

Paris. Die Damen fahren gemeiniglich in zweispännigen Halbkutschen. Sitzen zwei Personen darin: so stehen auch zwei schneeweis gekleidete Mohren oder Negers hinten auf, und halten einen Sonnenschirm über die Damen, damit ja kein Sonnenstrahl den zitronfarbigen Nacken berühre. Die Negers sehen gar drolligt aus. Der kohlschwarze Kerl ist ganz weiß gekleidet, hat auch weisse Hosen und feine Schuhe, aber keine Strümpfe: und da sollte man schwören, der Kerl hätte schwarze seidene Strümpfe an. Auf eben die Art ist auch der dritte Neger angezogen, der auf dem Bocke sitzt. Dieser Bock ist hoch, höher als die Kutsche selbst: der Kutscher kann also weit über die Pferde wegsehen. Kutsche und Kutschgeschir ist prächtig, und gemeiniglich in London gemacht. Die Pferde laufen ganz gut, sehen aber schlecht aus: denn Haber und Gerste und Roggen und Waizen wächst auf Jamaika nicht, die armen Thiere müssen sich also blos mit Gras behelfen.— Die Mannspersonen fahren gewöhnlich nur in einen Kariol, das ganz leicht von einem Pferde gezogen wird (just so fahren auch die Herren Bauern in Nordamerika.) Hinten auf steht auch ein Neger mit einem Sonnenschirm, den er über seinen Herrn hält: oft läuft auch noch ein andrer Mohr zu Fuß vorauf, oder reitet auch voran.

Diese große und prächtige Stadt ist noch keine 60 Jahr alt: denn vorhin wohnten diese reichen Zuckerhändler alle in Portroyal. Wie aber dieser Ort einigemal hintereinander durch Erdbeben und Sturmwinde so heimgesucht wurde, daß ganze Straßen ins Meer gestürzt wurden, die andern Häuser alle einfielen, und auf 2000 Menschen umkamen: so marschirten die meisten übers Wasser hinüber, und bauten das jezige

Kingston. Doch ein Paar 100 Häuser sind immer noch auf Portroyal.

VIII.

Kingston, den 7. Dec. 1778.

Diesen Morgen ganz früh klingelte ein Neger mit einer Schelle durch alle Straßen, hatte einen Zeddel in der Hand, und rief etwas zu verkaufen aus. Ich fragte, was er ausriefe? und man antwortete mir: **Menschen.**

Vorige Woche nämlich war ein Schiff hier angekommen mit 550 Negers. — Denke, Kristian, 550 dicke feiste Negers, bei der Hitze, in einem Schiffe: das muß ein feiner Geruch auf dem Schiffe gewesen seyn! —

Diese 550 schwarze Menschen hatten die Franzosen auf der Küste von Guinea gekauft, und wollten sie nach Martinique führen. Da kam unterwegs ein englischer Kaper an sie, und nahm ihnen, weils Krieg ist, die ganze Menschenladung ab. Aber die armen Schwarzen gewannen nichts bei dem Handel: denn anstatt in Martinique Sklaven zu werden, sollten sie es nun in Jamaika seyn. Diese rief nun der klingelnde Neger wie Austern und Stockfische aus, daß wer Lust und Belieben hätte, auf den Negermarkt kommen und sich was aussuchen sollte.

Ich kleidete mich an, und gieng hin auf den Markt. Da stand eine ganze Menge schwarzer Menschen; alte und junge, Mannsleute; und Weibsleute; alle splitternackend, wie sie Gott erschaffen hatte; alle hatten ein Kartenblat am Halse hängen, worauf die Nummer geschrieben stand.

Lieber Gott, dachte ich, hier verkauft man ja Menschen, wie bei uns Gänse und Schweine!

Es giengen viele Käufer herum; die besichtigten und befühlten die Schwarzen, ob sie auch Fehler hätten? Ein junger starker Kerl in seinen besten Jahren sollte 600 Rthlr. gelten; für andre wurden 450, 300, bis 200 Rthlr. gefodert. Alte Weiber und alte Männer galten nicht mehr wie kleine Kinder.

Ich sah den Haushofmeister der Madame vom Bloksberge. Dieser kaufte für seine Frau zu ihrer Kaffeplantage einen dreißigjährigen vierschrötigen Neger für 580 Rthlr. Ein kleines schwarzes Jüngelchen, von deiner Größe und deinem Alter, kriegte er obendrein für nichts. Dieses Jüngelchen wartet nun der Madame auf; und muß alle Morgen um 4 Uhr den Kaffeberg hinauf, und die abgefallenen überreifen Kaffekirschen auflesen; und kriegt nichts wie Plantins *) zu essen.

Seine Schwester, ein Mädchen von 12 Jahren, kaufte ein Zuckerbauer hinter Spanishtown her, für 150 Rthr. Nun kommen die armen Kinder von einander, und kriegen sich wohl in ihrem Leben nicht wieder zu sehen!

Gegen 9 Uhr war alles verkauft, und jeder machte Anstalt, seine erhandelte Waare wegzubringen. Das schwarze Mädchen küßte noch einmal ihr schwarzes Brüderchen, und weinte: die alten Negers umarmten sich unter einander, und heulten sich Adjeu! Beim Weggehen erhob sich plötzlich unter ihnen allen ein dumpfiges Getöse. Ich meinte Anfangs, sie heulten blos: nachher aber

hörte

---

*) Eine amerikanische Frucht.

Anmerk. des Herausgeb.

hörte ich, sie sängen ein Lied in ihrer Guinea-Sprache, das auf Deutsch so lautet:

Fern von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh und Schande!
O die weissen Männer, klug und schön! —
Und ich hab den Männer ohn Erbarmen
Nichts gethan. —
Du im Himmel, hilf mir armen
Schwarzen Mann!

IX.

Kingston, den 13. Dec. 1778.

Heute Sonntags gieng ich in die englische Kirche. Ich war schon um 9 Uhr da; aber weil die Kirche erst um 10 Uhr angieng, so spazierte ich indes auf dem Kirchhofe herum, und las die Aufschriften auf den Leichensteinen.

Der Kirchhof war mit einer Mauer von gebackenen rothen Steinen umgeben. Die Leichensteine waren fast alle von Alabaster oder Marmor, überaus schön gearbeitet, und die Schrift vergoldet.

Ich las in dieser Stunde wohl über 50 Leichensteine: aber wie erschrak ich, unter allen diesen Todten nur einen einzigen 52jährigen zu finden! Höher an Alter fand ich gar keinen; dagegen aber waren die meisten zwischen 20 und 36 Jahren gestorben: Da lag ein Advokat, alt 26 J. Da lag ein Kaufmann, alt 29 J. Da lag noch ein Kaufmann, alt 24 J. Da lag eine ganze Familie; Der Vater war 38, die Mutter 39, der älteste Sohn 17, der jüngste 11; die eine Tochter 13, und die andre 9 Jahr alt

geworden; und alle diese waren in Zeit von 5 Jahren gestorben.

O die bösen garstigen ungesunden Zückerinseln: wenn ich doch bald wieder weg wäre! Hier heißt es: unser Leben währet 30 Jahr; und wenns hoch kömmt, so sinds 40. Das macht die Hitze, das macht das lange Regenwetter, das macht der Rum, das macht das liederliche Leben. — So ist es in Nordamerika nicht. Da las ich zu Amboy auf Jersey einen Leichenstein, auf dem stand: „Hier liegt begraben die Frau „Fändrichen Robins; sie wurde 83 J. alt, und „blieb munter bis an ihr seliges Ende.“

Ich war noch nicht mit allen Leichensteinen fertig; siehe da schlug es 10 Uhr, und gleich wurde mit einer kleinen Glocke zur Kirche geläutet. Auf vieles Geläute halten die Engländer in Nordamerika und Westindien nicht.

Auf einmal kam eine Menge Kutschen und Kariole angerasselt. Alles fuhr: ich glaube, ich war der einzige, der zu Fuß in die Kirche gekommen war.

Die Kirche ist sehr simpel gebauet, und doch ausnehmend prächtig. Thüren und Fenster werden beim Gottesdienst aufgemacht, damit die Luft durchstreichen kann.

Die Stände sind alle auf dem Grunde: die Kanzel und Orgel sind die einzigen Plätze, die in die Höhe gebauet sind.

Die Kanzel steht in der Mitte der Kirche: sie ist von herrlichem Mahoganiholz gebaut, und mit Ebenholz verziert. Die Treppe zur Kanzel, der Pfarrstuhl, der Altar, alle Stände in der Kirche, alles ist von Mahoganiholz. Die Lehne an der Treppe ist von Eben und Cedernholz; die Pfeiler, welche die Decke über dem Altar halten, sind von Ebenholz. Auf das dunkelbraune

glänzende Mahogani sind die zehn Gebote Gottes und die Glaubensartikel mit goldenen Buchstaben geschrieben Neben dem Altar liegen 2 große rothattassene Kissen, worauf der Prediger kniet, wenn er das Kirchengebet und die Glaubensartikel verliest.

Wie nun der größte Theil der Versammlung beisammen war: so spielte die Orgel eine gar vortrefliche Arie. Als diese zu Ende war: so stand die ganze Gemeine ehrerbietig auf, und der Prediger verlas das Kirchengebet und einige Lieder. Nun spielte die Orgel wieder; und der Prediger gieng vor den Altar, und verlas die Glaubensartikel, welche die ganze Gemeine laut nachsprach. Dann verlas er die Litanei, wozu die Gemeine das Amen laut sagte. Es ist eine Freude anzusehen, wie die Engländer, selbst die rohesten Matrosen nicht ausgenommen, beim Gottesdienste so andächtig sind.

Nach allem diesem zeigte der Vorsänger das Lied an, welches sollte gesungen werden: der Prediger aber gieng vom Altar hinweg in einen besondern zugemachten Stand, wo er sich umkleidete.

Nachdem das Lied gesungen war, stieg ein anderer Prediger auf die Kanzel. Noch wurden einige Verse aus einem andern Liede gesungen; und nun erst gieng die Predigt an. Der andre Prediger kam aus seinem zugemachten Stande wieder hervor, aber in ganz anderer Kleidung: jezo hatte er einen schwarzen Rock, ein weisse Weste, weisse Hosen, und weisse Strümpfe an, und sezte sich wieder in den Pfarstuhl.

Die Prredigt dauerte nicht völlig eine Viertelstunde, über die Worte der Bibel: Was soll ich thun, daß ich selig werde: Der Segen wurde auf der Kanzel gesprochen: nun spielte

die Orgel wieder; und die Leute giengen auseinander.

In der ganzen Versammlung habe ich doch keinen einzigen Menschen, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, gesehen, der frisch und gesund ausgesehen hätte. Alle waren gelb und blaß im Gesichte, und ihr ganzer Körper war einer halben Leiche ähnlich. — Ihr armen Leute von Jamaika! ihr verdient einen Haufen Geld mit eurem Zucker, Kaffe, und Mahoganiholz; aber ich beneide euch wahrhaftig nicht. Gesunder Leib ist mehr werth, als ganze Säcke voll Guineen. Lieber wollt' ich bei Kartoffeln in Niedersachsen leben, als bei Ananas in Kingston.

X.

Kingston, den 23. Dec. 1778.

Liebes Vetterchen, ich bin schon Jamaikas herzlich müde. Ich mag kein Zuckerwerk, keine Chokolade, keine Ananas mehr: ein Stück deutsches, oder nordamerikanisches, schwarzes hausbacken Brod mögte ich; o wer mir übermorgen eins zum heil. Krist verehrte! Aber solches Brod hat der reichste Mann auf Jamaika jezo nicht.

Wie ich zuerst hieher kam: da gieng es mir wie den deutschen Handwerkspurschen, die sich von den Seelenverkäufern in Holland nach den Molucken *) narren lassen. Wenn die den Gewürzinseln nahe kommen, und noch einige Meilen davon ab, die Nase voll Nelken- und Muskatgeruch krigen: da meinen sie, sie wären im Himmelreich. Aber kaum sind sie 8. Tage da:

*) Molucken sind Inseln in Ostindien.
Anm. des Herausg.

so jammern sie nach einem Stück Schinken und Pompernickel, und einem Trunk frischem Doppelbier: aber sie jammern umsonst.

Alles wird mir hier zuwider. Meine schwarzen Brüder dauern mich bis in die Seele hinein, wenn ich sie tagtäglich von weissen oder vielmehr gelben Lumpenkerls wie Hunde traktirt sehe. Die Hitze ist so arg bei Tage, daß man ersticken mögte; und des Abends darf man auch nicht ausgehen, weil da immer ein böser Wind wehet, der einen auf der Stelle tödten kann. Vorige Woche war ein Sturmwind, wo ich dachte, es würde Kingston wie Portroyal ergehen: und solche Sturmwinde sollen sehr oft hier seyn. So oft ich an den Kirchhof denke, wünsche ich, daß unser Schif bald wieder geflikt seyn möge. — Nein, nein, in dem Lande, wo Zucker und Kaffe und Mahogani wächst, bleibe ich nicht. Es lebe Deutschland, und alle die Länder, wo Roggen und Waizen und Eichen wachsen!

Helmut, eine Romanze.

Helmut war ein Friedenstörer,
Zankt' und that nie seine Pflicht;
Machte seinem guten Lehrer
Viel Verdruß, und folgte nicht.
Bat sein Lehrer ihn, so dachte
Helmut: sprich du nur! — und lachte.

Widerspenstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und harte Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen nichts.
Helmut ward indessen größer;
Aber leider nur nicht besser.

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst, nach einem bösen Streich,
Sprach sein Lehrer: „Er kömmt nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang' im Grabe schlafe,
Trift ihn, denk er dran! die Strafe.“

„Jezt noch bitt' ich ihn mit Thränen:
Helmut beßr' er sich! denn, ach!
Schwere Strafen folgen denen,
Die sich Lastern weihen, nach.“
Statt erschrekt zurück zu schaudern,
Denkt er: „Laß den Murrkopf plaudern!“

Jahre sind indes verflossen;
Und der Lehrer lebt nicht mehr:
Helmut streift, mit den Genossen
Seiner Streich', im Wald' umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch;
Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog.
„Heda! Seht, hier steh ich, Brüder,“
Rief er von der Eiche nieder.

„Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt' ich irgend einen Streich,
Helmut! Helmut! er kömmt nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig?
Jezo brächt' ich ihn zum Schweigen,
Säh er hier mich auf den Zweigen.“

„Und befinde mich ganz munter!“
Als er spottend noch so sprach,
Knak! da brachs, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.

Einen Todesschrek empfanden
Alle, welche unten standen. Tiedge.

Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwe'n Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sahn die naseweisen Gäste —
Sie wuchsen nach gerad' heran —
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an;
Die Alten fürchteten Gefahr und zogen
Sie sorgsam in das Nest zurück.
Als beid' einmal aus Noth nach Futter flogen;
So wagt' ein Junger doch sein Glück;
Er flattert nach dem nächsten Hügel:
Doch er erreicht ihn nicht, denn ach!
Die annoch unversuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach,
Er stürzt, und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit; sie hört das Klagge-
schrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei:
Doch schon verstummen seine Klagen;
Er öfnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als wollt' er sagen:
„Ihr Alten, hätt' ich euch geglaubt!
„So wär' ich jezt nicht so zerschlagen,
„Und färbte nicht die Erd' hier roth.„ —
Sie wollt' ihn drauf zum Neste tragen;
Allein jezt war der Arme todt.
Was will dies Fabelchen wohl sagen?

Tiedge.

Eine Anekdote für junge Edelleute

Ich habe euch, meine jungen Freunde, im dritten Theile der Entdeckung von Amerika erzählt, was für harten Prüfungen bei den Peruanern die Söhne der Edlen ausgesezt wurden, bevor man sie selbst für edel erklärte. Hier habt ihr eine Anekdote von einem andern sogenannten wilden Volke, bei dem die Kinder der Edeln gleichfals erst beweisen mußten, daß sie wirklich edler, als andre Menschen wären, wenn sie unter die Zahl der Edelleute wollten aufgenommen werden.

Auch bei den alten Kanariern, oder den ehemaligen Bewohnern der kanarischen Inseln, wurde der Adel nicht durch das bloße Recht der Geburt vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt; sondern der Sohn, welcher auf diesen Vorzug Anspruch machen wollte, mußte ihn erst verdienen. Wodurch? Das wird aus folgender Erzählung erhellen.

„Das Recht, langes Haar zu tragen, war bei diesem Volke das äusserliche Kennzeichen eines Edelmanns. Wenn nun der Sohn eines Edlen ein gewisses Alter erreicht hatte, ließ er sein Haar lang wachsen; und sobald er sich stark genug fühlte, die Beschwerlichkeiten des Krieges zu ertragen, gieng er zu dem Faikag, oder dem Oberhaupt des Volks, und sagte: ich bin der und der, der Sohn des und des Edelmanns, und begehre auch geadelt zu werden.“

„Hierauf gieng der Faikag in das Dorf, wo der Jüngling erzogen war, versammlete daselbst alle Edlen und andere Einwohner, und ließ sie

bei dem Ukoran, ihrem Gotte, feierlich schwören, daß sie ihm in Betracht dieses Jünglings die Wahrheit sagen wollten. Dann legte er ihnen unter mehrern Fragen besonders folgende vor:

1) „Ob ihnen bekannt sey, daß der Jüngling jemals etwas gethan habe, was nach den Sitten ihres Landes für unanständig gehalten würde?“

2) „Ob er in Friedenszeiten durch Gewalt oder List einem Andern jemals das Seinige entwandt habe?“

3) Ob er sich irgend unfreundlich gegen Geringere oder solche, denen er befehlen konnte, betragen habe?“

4) „Ob er schmähsüchtig gegen diejenigen gewesen sey, denen er nicht zu befehlen habe?“

5) „Ob er sich überhaupt jemals eines ungebührlichen Betragens, besonders gegen Schwächere, schuldig gemacht habe?“

„Wenn nun diese und ähnliche Fragen mit Nein beantwortet wurden: so erklärte er den Sprößling für eben so edel als den Stamm.“

„Konnten hingegen die Anwesenden ihm irgend etwas von dem, was der Faitag gefragt hatte, mit Wahrheit zur Last legen: so schor der Faitag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf und Schande weg. Dann war er des Adels auf immer unfähig, und wurde lebenslang unter das gemeine Volk gezählt.“

Kinder der Edlen, die ihr diese Geschichte leset, vergeßt nicht euch dabei zu prüfen, ob ihr für euer eigenes Haar, wenn ihr damals unter diesem Volke wäret gebohren worden, wohl nichts zu besorgen gehabt hättet? Wisset zugleich, daß auch bei uns der unedle Sohn oder die unedle Tochter eines Edelmanns, zwar nicht durch ge-

schorne Platten, aber durch etwas, das noch schlimmer ist, durch die Verachtung aller Menschen gebrandmarket wird. C.

Der sterbende Greis.

Eine Erzählung.

In einer Stadt in Deutschland nährte
Sich fromm und still ein alter Greis,
Von dem man wenig sah und hörte,
Durch seinen mühevollen Fleiß.
Ihm ward das Loos der Dürftigkeit beschieden:
Und dennoch lebt' er so beglückt,
So sorgenfrei und so zufrieden,
Von seiner Armuth nicht gedrückt.
Jetzt hatt' er nur noch wenig Schritte
Auf seiner Lebensbahn zu thun;
Er war bereit, oft wars auch seine Bitte,
Nun bald im Grabe auszuruhn.

Als er einmal die Sonne sinken sahe,
Rief er: „du meines Lebens Abendroth,
Ist meine Nacht denn noch nicht nahe?
Wo bleibt mein letzter Freund, der Tod?“
So legt' er sich in seiner Hütte nieder,
Mit einem Blick auf seinen Lebenslauf,
Um Mitternacht erwacht' er wieder;
Ein Fieberschauer weckt ihn auf.
„Das ist mein Freund! Bedeckt mich sanft ihr Halme
„Des Frühlings“ ruft er hofnungsvoll —
„Mich deucht ich fühle schon das süße Wehn der Palme,
„Die droben mich umschatten soll.“

Mit frohem, dankendem Gebete
Erwartet er den nahen Tag.
Der Tag erscheint: die Morgenröthe
Scheint freundlich auf das Lager, wo er lag.
Der fromme Greis führt' einen Knaben
Zur Tugend an; der kömmt von ohngefähr.
„Tritt näher," spricht der Greis, „bald sollst du mich begraben,
„Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr.
Ruf mir den Prediger itzt her!"
„Der Knabe weint, und ohn' ein Wort
Zu sagen, geht er weinend fort.
Der Priester kömmt und sieht auf einem Lager
Von Stroh, den armen alten Greis;
Die Wange, todtenbleich und mager,
Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
Er faßt ihn bei der Hand, und fragt: mein armer Alter,
Verlangt ihr keinen Arzt? — „Ich bin nun achtzig Jahr"
Versetzt der Greis — „und nur der Arzt im Himmel war
Bis diese Stunde mein Erhalter.
Mein Führer führte mich nicht auf den Rosenanger,
Auf welchem mancher Freude brach;
Mein stilles Leben war ein langer,
Ein heißer saurer Aerndtetag;
Doch wenn ich einen Blick auf jenen Rasen thue,
Der bald die müden Glieder deckt:
Dann fühl ich auch wie süß die Ruhe
Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.
Jetzt mäht der Schnitter eine Aehre,
Die schon so lange reifte, ab. —"
Dem Prediger rollt' Zähr' auf Zähre
Von seinem Angesicht herab.
„Herr Pastor, fuhr er fort, mein Leben zittert
Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt;

Ein Faden nur ist, der es hält,
Und der mir noch den Tod verbittert.
Zwar du, Gott! du wirst fernerhin,
Seufzt er, die Hände fromm gefaltten,
Die Arme, wenn ich nicht mehr bin,
Auch ohne mich gewiß erhalten,
Für die ich oftmals hier im Stillen
Um manches Erdengut dich bat.
Du sahst es, Gott! wie weh um ihrentwillen
Allein mir meine Armuth that.
Nur eine Bitte hab' ich noch
An Sie, Herr Pastor, eh wir scheiden" —
O sagt sie, guter Alter, sagt sie doch!
Erfüllen will ich sie mit Freuden —
„Sie wissen, sprach der Greis, beim Königsforst die Weiden,
Nur eine Stunde weit von hier,
Da liegt ein Jägerhaus —" Jetzt öffnet sich die Thür.
Von nicht ganz niedrem Stand', erscheinet
Ein armes Mädchen, welches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht,
Die schon für sie um Mitleid spricht —
„Mein Vater!" jammert sie — Vor Zittern ihrer Glieder,
Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag. —
„Ich kann dir fürder nichts gewähren!"
Seufzt unser Greis. Sie schweigt, faßt seine Hand,
Und überströmt sie so mit tausend Zähren;
Und als sie endlich sich ermannt,
Bringt sie die Wort' heraus: sie ist verschieden!
Ach! meine Mutter, die bisher
Von euch ernährt ward; — ist nicht mehr.
„Wohl! spricht der Greis, wohl ihr! sie ruh in Frieden;

Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;
Ich folg' ihr nach. — Herr Pastor, nun
Bedarf es weiter nicht der Bitte:
Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur, du Hütte
Des Geistes! O wie sanft will ich im Grabe ruhn!"
Und zu dem Mädchen sprach er: „Gott wird für dich sorgen.
Leb wohl! und sey des Lebens werth!
Wir sehen uns wieder! Einst an jenem großen Morgen,
Wann der Belohner uns verklärt.
Hier nimm noch meinen letzten Segen!"
Er segnete sie — „Die Ewigkeit
Erwartet mich. Bleib du auf Gottes Wegen;
Das schöne Ziel dort ist nicht weit —"
Auch ihr verlaßt mich, weint das Mädchen; so erbarme
Du dich, o Gott im Himmel, mein!
Ein Vater wart ihr mir; und ach! jetzt soll ich Arme
Verwais'te auch von euch verlassen seyn?
Schwach sprach der Greis: „die Unschuld sey dein Erbe;
Bewahre sie! groß ist ihr Lohn.
Verlaß mich nun! ich fühle, daß ich sterbe;
Der Tod ist nah an meinem Herzen schon —"
Drauf wandt' er sein Gesicht und athmet' immer leiser;
Und endlich schloß er still sein Auge zu:
So still, so sanft entschläft ein Weiser,
Und Engel fördern ihn zur Ruh.
Das Mädchen warf sich auf die werthe Leiche
Mit einem jammervollen Ach!
Und küßte tausendmal das todtenbleiche
Gesicht, und weint ihm ihren Dank noch nach.
Kind, sprach der Priester, laß ihn ruhn; er ist nun Erbe
Des Lohns, den er sich hier erwarb.

Gott gebe, daß ich auch des Todes sterbe,
Den dieser fromme Edle starb.
Wie hat er aber deinen Dank erworben?
Ein solcher alter, armer Mann!
„Mein Vater, weint das Mädchen, war gestorben,
Da nahm er unsrer Noth sich an.
Gott lohn es ihm, was er für uns entbehrte!
Gott lohn es ihm in einer bessern Welt!
Wo, wie er selbst mich oftmals lehrte,
Die Tugend ihren Lohn erhält.
Mein Vater war der Pfarrer armer Bauern;
In ihre Hütten trug er Brod,
Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,
So viel er konnte, ihrer Noth.
Wir sahen ihn zu einer Zeit,
Da er uns noch so nöthig war, erblassen;
Was konnt' er uns als Dürftigkeit,
Bei seiner Milde, hinterlassen?
Von jeder Art der Noth umringet, sahn wir, ach!
Nicht weit von uns das drohende Verderben.
Ich war noch Kind und meine Mutter schwach
Und krank; wer sollte Brod erwerben;
Wir suchten Rettung; aber fanden
Kein liebevolles, edles Herz.
Zwo Schwestern meiner Mutter standen.
Ganz fühllos da bei unserm Schmerz,
Auch einen Bruder hatte sie,
Der die Erbarmung für Betrübte
Verlaßne predigt'; aber nie,
Troz dem, daß er den Kristen sie
So dringend anempfahl, an seiner Schwester übte;
Kaum macht' ihm unsre Noth das Auge trüber.
Kurz Priester und Levit gieng kalt vorüber;
Nur dieser arme alte Mann —
Sie küßt ihn —) nahm sich unsrer an.
Er wars, der uns durch sauren Schweiß ernährte;
Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,

So, daß er auch das Bett entbehrte
Und meiner Mutter, als sie kränker ward, es gab.
Sie weigerte sich zwar: „Sollt ich die Ruh euch
nehmen,
Die ihr so nöthig braucht? Vor Gott müßt ich mich
schämen.„ —
Allein der gute Alte drang
Unwiderstehlich drauf, die Wohlthat anzunehmen.
Ich, sprach er, bin gesund, und sie sind krank;
Und kann denn der zufriedne Frohe,
Ist seine Seele unbefleckt,
Nicht glücklich ruhn auf seinem Strohe,
Wenn gleich kein Federbett ihn deckt? —
Der fromme Greis! o süßer mög' er nun
Dafür in Gottes Palmenschatten ruhn!„ —

Gott! rief der Prediger, verbände doch
Ein Bruder so des Bruders Wunden!
Solch einen Glauben hab' ich noch
In Israel nicht gefunden.
So fliehst du oftmals aus der Mitte
Der lauten Welt, du stille Tugend, fort;
Und suchst in einer niedern Hütte
Dir einen stillern Zufluchtsort.

Ihr Jüngling' und ihr Mädchen, wer
Wünscht nicht des Greises Tugend zu erreichen?
So fromm zu seyn, so gut, wie er?
So geht denn hin und thut desgleichen!

Tiedge.

Erfindung des Kaffeegetränks.

In einem Lande der Türkei gerieth eine Heerde Ziegen (andere sagen Kamele) in eine mit Kaffepflanzen bewachsene Gegend, und fraß mit großer Begierde die reifen Bohnen.

Hierdurch wurden die Thiere so munter und lustig, daß sie herum hüpften und keins davon ein Auge zuthat. Der Hirt benachrichtigte am folgenden Tage den Prior des Klosters, dem die Ziegen zugehörten, von dieser sonderbaren Begebenheit.

Dieser untersuchte die Weide des Viehes und glaubte, daß die Kaffebohnen diese Wirkung verursacht hätten. Er machte daher einen Versuch, ob er mit einem Getränk von diesen Bohnen einigen seiner Mönche, welche oft die Messe verschliefen, den Schlaf vermindern könnte.

Dieser Versuch gelang; denn da der Kaffe das Geblüt in Wallung bringt und den Nerven eine unnatürliche Spannung giebt: so vertreibt er dadurch die Neigung zum Schlaf; aber er schadt auch eben dadurch unserer Gesundheit.

Aus diesem Kloster verbreitete sich der Gebrauch des neuerfundenen Getränks durch die ganze Türkei und aus dieser durch alle andere Länder.

Man sagt, daß die türkischen Kaffehändler des ersten Erfinders dieses Getränks, des Ziegenhirten Aidrus und des Priors Schiadli, noch jezt in ihrem täglichen Gebete gedenken sollen, weil sie die Urheber eines Handels sind, dem sie ihren Unterhalt zu verdanken haben.

Das Veilchen.

In einem Garten, voller Kräuter,
Gewächs' und Bäum' und Blumen stand
Ein Veilchen, wie die Tugend still und heiter,
Doch ganz verstekt und unbekannt;
Es hatt' erst einen Frühlingsmorgen,
Von Laube überhült, geblüht,

Und

Und so bescheiden, so verborgen,
Daß sichs nur durch den Duft verrieht.

Stolz war daneben auf dem Beete
Die Tulpe auch heran gereift,
So blühend, wie die frühe Röthe
Die hellen Morgenwolken streift.

Des Gärtners Karl kam in den Garten,
Ein Kind von etwa sieben Jahr,
Des kleinen Blummenbeets zu warten,
Das seiner Pfleg' empfohlen war.
Er sah die Tulp' und staunt' ein gutes Veilchen
Den hohen Glanz der Farben an.
Der Gärtner war ein weiser Mann;
Er winkte Karln — "Sieh hier, mein Sohn, ein Veilchen!
Nicht wahr, es blüht nicht halb so schön,
Wie jene Tulpe, die du dort gesehn?
Doch riech! wie süß das Veilchen düftet!
Mag doch die Tulpe schöner blühn!
Ich pflege gern, was stillen Nutzen stiftet
Dem eitlen Glanze vorzuziehn.

* *
*

Kind lerne, was das Bild des Veilchen
Für Lebensweisheit in sich hält!
Sey in der Still ein nützlich Theilchen
Der schönen großen Gotteswelt.
Und laß nur stille edle Thaten,
Nicht pralerische Eitelkeit,
Das Pläzchen, wo du lebst, verrathen!
Sey nützlich mit Bescheidenheit! Tiedge.

Ein Lied

zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst thut der Schelm uns Schaden.
Und sey nicht bange, kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater.

Chor.

Der Zahn, der Zahn der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ei seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden!
Hilft nicht; der Zahn der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Chor.

Der Zahn, der Zahn der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest der Faden.
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Chor.

Der Zahn, der Zahn der ist heraus!
Da hängt er an dem Faden!

Claudius.

Seele.

Vater.

Was hast du da, liebes Karolinchen?

Karolinchen. Eine gelbe Blume.

Vater. Woher weißt du denn, daß die Blume gelb ist?

Karolinchen. Ich seh' es.

Vater. Woher weißt du denn, daß ich mit dir rede?

Karolinchen. Ich hör' es.

Vater. Womit siehst du denn?

Karolinchen. Mit meinen Augen.

Vater. Aber, womit hörst du denn?

Karolinchen. Mit meinen Ohren.

Vater. Koste einmal das, und nun sage mir, was es ist?

Karolinchen. Das ist Zucker.

Vater. Woher weißt du das? Es hat dir's ja Niemand gesagt.

Karolinchen. Ich schmecke es.

Vater. Womit schmeckst du denn?

Karolinchen. Mit meiner Zunge.

Vater. Jezt kömmt Jemand die Treppe herauf: wer mag das wohl seyn?

Karolinchen. Es wird wohl mein Bruder Karl seyn.

Vater. Woher willst du nun wissen, daß dies dein Bruder Karl ist?

Karolinchen. Ich denke es.

Vater. Du sprichst, ich denke es, womit denkst du denn? Etwann auch mit deinen Augen?

Karolinchen. Nein.

Vater. Oder mit den Ohren?

Karolinchen. Nein.

Vater. Nun, womit denn?

Karolinchen. Mit dem Kopfe.

Vater. Aber Augen und Ohren sind ja am Kopfe; zudem besteht dein Kopf aus eben solchen Stücken, wie dein ganzer übriger Leib — aus Knochen, Haut, Blut, Mark und dergleichen. Welches von diesen Stücken soll denn denken können?

Karolinchen. Keins von den allen.

Vater. Ja nun, so sage mir doch, was das ist, womit du denkst; sonst glaub' ichs gar nicht, daß du denkst.

Karolinchen. Lieber Vater, ich weiß es nicht.

Vater. Nun, so will ich dir es sagen: es ist die Seele.

Karolinchen. Was ist das, die Seele?

Vater. Das ist etwas Lebendiges in dir, das du zwar nicht siehst, das auch weder in deinem Kopfe, noch in deinem Leibe, noch sonst irgendwo sizt oder liegt, das aber macht, daß dein ganzer Leib lebendig ist. Denn du magst thun, was du willst, so thut es nicht dein Leib, sondern deine Seele. Der Leib für sich allein kann gar nichts thun; er ist nur das Werkzeug, welches die Seele braucht, wenn sie etwas thun will.

Karolinchen. Ich bitte um Vergebung: was ist denn ein Werkzeug? Ich dächte, das Wort hätte ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Vater. Werkzeug nenne ich die Sache, womit ich etwas thue: z. E. wenn ich schreibe, so brauche ich dazu die Feder: also ist die Feder mein Werkzeug nemlich das Ding, womit ich schreibe. Wenn du Brod schneiden willst, brauchst du dazu etwas?

Karolinchen. Ja, ein Messer.

Vater. Also ist das Messer dein Werkzeug. Du schneidest, aber das Messer ist das Werkzeug, womit du schneidest: und so wirst du nun auch verstehen, was das heißt, wenn ich spreche: der Leib ist der Seele ihr Werkzeug: nemlich, wenn du etwas hörest, so hört eigentlich deine Seele, aber das Ohr ist ihr Werkzeug, womit sie hört. Wenn du etwas siehest, so sieht es deine Seele, aber das Auge ist das Werzeug, womit sie sieht u. s. w.

Wenn du aber sprichst: ich denke das, oder ich will das, oder ich weiß das, oder ich verstehe das — dabei hat dein Leib gar nichts zu thun, sondern die Seele kann das alles für sich allein.

Lerne also, daß zu einem Menschen nicht blos die Stücke gehören, die du siehst, dieser Kopf und dieser Rumpf und diese Glieder, sondern auch eine Seele, welche macht, daß diese Theile leben.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

Die Feen,

ein Mährchen, an Netchens Geburtstage.

Vor nicht gar langer Zeit stekte ein großer Theil der Menschen in allen Ländern noch tief im Aberglauben — weißt du auch schon, junger Leser, was das sagen will?

Das heißt: die Leute brauchten ihre Vernunft noch nicht so recht zum Nachdenken über das, was sie sahen oder hörten; ließen sich daher allerlei weiß machen, was heutiges Tages

kein Kind mehr für wahr halten würde; glaubten an Gespenster, Hexen und lauter solche Fratzen, die sie von Betrügern oder selbstbetrogenen Leuten erzählen hörten.

So oft etwas geschahe, wovon sie den Grund nicht einzusehen vermochten; gleich hieß es: das rühre von einem bösen Geiste her! So oft einer eine ungewöhnliche Kunst oder Geschiklichkeit besaß; gleich riefen alle: der wäre ein Zauberer, ein Hexenmeister, oder, wenn es ein Frauenzimmer war, eine Hexe, eine Fee! Und dabei ließ man es nicht bewenden, sondern man nahm den vermeinten Zauberer oder die angebliche Hexe in Verhaft, und folterte sie so lange, bis sie, um der Marter los zu werden, endlich gestanden: sie hätten ein Bündniß mit dem bösen Geiste gemacht, und der hätte ihnen geholfen, etwas so wunderbares hervorzubringen.

Heutiges Tages — Gott sey Dank! glaubt solch abgeschmacktes Zeug kein vernünftiger Mensch mehr; und wenn man jezt von Zauberern oder Feen redet, so geschieht es nur im Spaß. Das ist denn auch der Fall in folgendem Mährchen, von dem ich wohl nicht erst nöthig habe, euch zu sagen, daß es eine Erdichtung sey.

Man machte es auf ein junges liebenswürdiges Mädchen, welches durch seine **Bescheidenheit**, sein sanftes, freundliches **Wesen**, seine Geschiklichkeit und seine **Liebe** zur **Wirthschaft** und **Häuslichkeit** verdient, allen andern Kindern zum Muster aufgestellt zu werden

Und nun mögt ihr das Mährchen selbst lesen!

Es giengen jüngst ein halb Duzend von Feen
(Sie ließen schon lange sich nicht mehr sehen!)

Nach ihren Exile*) doch wieder einmal
Spaziren in unserm Erdenthal.

Man hatte mit Recht sie des Landes verwiesen,
Sie machten's mit Zauberringen, und Riesen,
Und Zwergen, so arg und so bunt, daß gar
Kein Kind in der Wiege recht sicher mehr war.

Da ward oft ein wohlgestalt Knäblein gebohren,
Flugs gaben sie ihm ein Paar Eselsohren,
Und strich etwa eine ihm über die Stirn,
Bekam er gar auch ein Eselsgehirn.

Auch manches Prinzeßchen ward in ihrer Tatze,
Aus einem Engel zu Meerschwein und Katze,
Und Schläge wurden nun Ihrer Durchleucht
Vom Küchenjungen gar weidlich gereicht.

Man hätte nun zwar der wohlthätigen Feen
Verschonen sollen; doch da half kein Flehen;
Man ließ sie weder zu That noch zu Wort
Mehr kommen, und jagte sie gleichfalls mit fort.

Das stieg nun neulich den guten zu Kopfe —
„Wir halfen so oft schon dem dümmesten Tropfe,
„Und Königen gaben wir Zepter und Land!
„Und nun? und nun wie Zigeuner verbannt?

„Kommt, Schwestern, noch einmal herunter zur Erde,
„Daß unserer Güte sie inne nun werde!
„Zurück izt, ihr Bösen, die in üblen Kredit
„Uns setzten, entfliehet, entflieht!“

Gesagt und gethan; sie machten die Reise
Und suchten nach alter beliebter Weise

*) Verweisung.

In ihrer Wiege die Säuglinge auf;
Nach Stockey führte zuerst sie ihr Lauf.

Sie sahen ein Zimmer voll weiblicher Köpfe,
In ihrer Mitt' ein klein Mädchen = Geschöpfe,
Das pitschten und wiegten in Schlaf sie just ein.
Unsichtbar schlichen die Feen hinein.

Sie traten im Zirkel ganz leis' um die Wiege,
Betrachteten erstlich des Kindeleins Züge,
Betrachtetens lange. — Die erste hub dann
Mit lieblich holdseliger Stimme so an:

„Schlaf ruhig, du Kleine! ich seh dein Geschicke;
„Es lächelt dich an, bestimmt dich zum Glücke,
„Ich gönn es dir herzlich, und will noch, du seyst
„Begabt mit einem bescheidenen Geist.„

„Zu meinem Geschenk, sprach die zweite, empfange
„Die sanfteste Seele, die nichts sonst verlange,
„Als Anderer Glück; für ihr Leiden sey weich,
„Doch deine Laune sey immer sich gleich.

„Die dritte sprach: Liebchen, dein Geist ist geschmücket,
„Nun sey es der Körper, wie's billig sich schicket.
„Dein Auge sey blau, wie der Himmel, und fein
„Das Näschen; der Mund sey purpurn und klein.

„Dein Wuchs sey schlank, gleich dem Wuchse der Zeder!
„Du Liebling der Feen, dich liebe ein Jeder„ —
„Halt! rief da die vierte, die Reih ist an mir;
„Ich geb' ihr — und was noch? — Talent fürs Klavier!„

Die fünfte: „mich wundert, daß keine dran
dachte,
„Ihr Schwestern, und mein Geschenk ihr nicht
machte.
„Ich gebe, o Mädchen, für künftige Zeit
„Dir Liebe zur Wirthschaft und Häuslichkeit.„

„Du schenkst, schloß die sechste, was ich ge-
schenkt hätte.
„Mir bleibt nur der Name: heiß Antoinette!„
Drauf küßten die Feen das Kind nach der Reih.

* * *

Sagt an, ob dies blos ein Mährchen wohl
sey?

Frl. vom Hagen.

Der Frühling.

Er ist gekommen, mit den Nachtigallen,
Mit seinem mildiglichen West.
Willkommen uns mit deinen Freuden allen!
Wir schmücken uns zu deinem Fest.

Wir brechen deiner Blumen, ach! und schauen
Hinauf zu den erhelten Höhn,
Wo deine Segen all herunter thauen,
Indem uns deine Lüft' umwehn.

Der West entfaltet schon die zartsten Keime,
Sie stehn mit aufgehobnem Haupt
Und lächeln, ach! und meine lieben Bäume
Sind bis zum Wipfel schon umlaubt.

Die Saaten, die den milden Regen tranken,
Sie drängen sich in ihrer Pracht,
Sie drängen sich, dem Gebenden zu danken,
Den Segen aus der Wolke Nacht.

Du großer Segnender, auch ich, ich danke,
O stärke, stärke mein Vertraun,
Daß nie ein trüber zweiflender Gedanke
Mich hindre, froh hinauf zu schaun!

Als du verzogst mit deinem Frühlingssegen,
Da flehten wir und harten lang; — —
Da kamst du, und sie jauchzte dir entgegen
Die Erd, und war nun nicht mehr bang.

Nun opfern dir die Hügel ihre Düfte,
Nun tönen Lobgesang im Wald,
Nun schmücken sich die rauhen Felsenklüfte,
Und jauchzen, wo dein Lob erschalt.

Nun laufen schnell durch blühende Gestade
Die Flüß'; und Bäche sind entzückt
Zu wandeln ihre blumenvollen Pfade,
Von deinem Anschaun so geschmückt.

So will ich meines Lebens Pfade wallen,
In deinem Anschaun still und rein —
Will sanft und heiter mich an allen, allen
Geschenken deiner Liebe freun.

Karoline Rudolphi.

Die Gegend im Grase.

Du hoher dunkler Tannen hain! ihr schattichten Eichen! und du Fluß, der du hellglänzend hinter jenen grauen Bergen hervorrauschest! Nicht euch will ich jezt sehen; jezt sey das Gras um mich her meine Gegend.

Welch eine mannichfaltige Schönheit! Viele tausend Gewächse! Millionen lebendiger Geschöpfe! Theils fliegen sie von Blumen zu Blumen; theils kriechen sie und laufen umher in den dunklen Irrgängen des Grases.

Unaussprechlich verschieden an Gestalt und Schönheit findet jedes hier seine Nahrung, jedwedes seine Freude; Mitbewohner dieser Erde; jedes in seiner Art vollkommen und gut.

Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasserkressen und durch die Bachbungen, die ihre blaue Blümchen empor tragen, und von deinen kleinen Wellen bewegt schwanken.

An beiden Ufern steht saftvolles Gras mit Blumen vermischt; die Blumen beugen sich herüber und werfen ihr buntes Bild auf das klare Gewässer.

Ich seh jezt hin durch den kleinen Wald des wankenden Grases; wie glänzet das mannichfaltige Grün, von der Sonne beschienen! Zarte Kräuter winden sich durch das Gras mit schlanken Aesten und mannichfaltigem Laube; oder sie steigen aus dem fetten Erdreiche über die andern auf hohen saftigen Stengeln empor und tragen wankende Blumen ohn' allen Geruch: indeß daß die kleine niedrige Viole in bescheidenem Glanze am dürren Hügel steht und die lieblichsten Düfte umherstreut

So lebt in Dürftigkeit und niedrigem Stande manch tugendhafter Mann, der Vielen nützlich ist; dagegen Vornehme und Reiche nur oft die Früchte des Landes verzehren, sich prächtig kleiden und müßig gehn.

Fliegende Würmchen verfolgen einander unten im Grase; bald verliert sie mein Aug' im grünen Schatten: dann schwärmen sie wieder im Sonnenscheine, oder sie fliegen zu Schaaren empor und spielen höher in der schimmernden Luft.

Welch eine bunte Blume neiget sich dort an der Quelle? So schön und glänzend von Farbe — Doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor und läßt das wankende Gräschen zurück.

Hier raschelt ein Würmchen, schwarz beharnischt auf glänzend rothen Flügeln vorbei, und sezt sich (zu seinem Gatten vielleicht) auf die nahe Glockenblume.

Was für ein liebliches Sumsen schwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen so? Ein Schwarm kleiner Bienen ists; sie flogen fröhlich

aus ihrer fernen Wohnstatt, und zerstreuten sich auf Fluren und in Gärten.

Nun sammlen sie den süßen Saft der Blumen, und tragen ihn mit sich fort in ihre Zellen, jede mit gleicher Aemsigkeit.

Da ist kein müßiger Bürger; sie schwärmen umher von Blume zu Blume und verbergen im Suchen die kleinen haarigten Häupter in den Blumenkelchen, oder sie graben sich mühsam hinein in die noch nicht offenen Blumen, die hinter ihnen sich zuschließen.

Dort auf die hohe Kleeblume setzt sich ein kleiner Schmetterling; er schwingt seine bunten Flügel; nun sitzt er prächtig da und putzt den kleinen Busch der silbernen Federn auf seinem Haupte.

Schöner Schmetterling, biege die Blume zum Bach hin, und sieh da deine schöne Gestalt; dann gleichest du der schönen Belinde, wenn sie sich im Spiegel bewundert. Ihr Kleid ist nicht so schön, als deine Flügel; aber gedankenlos ist sie, wie du. Nun flattert er fort.

Sieh hier an diesem Grase läuft ein Würmchen! seine Flügel sind wie grünliches Gold und spielen mit den hellen Farben des Regenbogens. Ein schöneres Kleid, als die Menschen mit ihrer feinsten Kunst sich geben können.

O wie schön ist die Natur! In den kleinsten Geschöpfen wie schön! Die reinsten Freuden misset der, welcher nachläßig vor ihren Schönheiten vorüber geht; weil sein Herz durch falsche Freuden verderbt und unruhiger Begierden voll ist.

Glückselig ist der, dessen unschuldiges Leben unter dem Genusse dieser Schönheiten verfließt!

Ihm lächelt die ganze Schöpfung; immer findet er neue Quellen der Freude; auf jedem

Fußsteige, wo er wandelt; in jedem Schatten, in welchem er ruhet.

Fröhlichkeit und Vergnügen sprudeln ihm aus jeder Quelle, duften aus jeder Blume ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüsche.

Glückselig ist, wer seine Lust an diesen unschuldigen Freuden findet! Heiter ist sein Gemüth, wie der schönste Frühlingstag! Sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Frühlingslüfte, die mit Blumengerüchen ihn umgeben. Geßner.

Die Geduld.

Im May 1782.

Du, die mit stillem Engelblick
Auch bei dem widrigsten Geschick,
Wo manche Thräne die Wange bethaut,
Hinauf zum Sitz der Gottheit schaut;

Die an des Lieblings Grab gelehnt,
Still weint, und nicht verzweifelnd stöhnt,
Die liebevoll sich über ihm bükt
Und selbst des Grabes Blumen pflükt.

Die wenn der Sturm und Hagel kam,
Und ihrer Felder Hofnung nahm;
Wenn wüthender Krankheit Schmerz sie plagt,
Still seufzt, nicht jammert und nicht zagt;

Die dem Beleidiger nicht dräut,
Ihm liebreich nachsieht und verzeiht,
Der Güt' und Großmuth Rache nur übt,
Und bei der Rache herzlich liebt;

Du hiessest Trägheit? Hätt'st nicht Muth?
Dir fehlte warmes edles Blut?

Dir fehlt' es an Kraft zur Heldenthat?
Du wüßtest dir nicht Hülf' und Rath?

Nein, wahrlich, der dies von dir spricht,
Der kennt dich, Himmelstochter, nicht,
Hält seine Schwäche wohl selbst für Muth,
Für Heldenthum sein brausend Blut.

Ich kenne dich; du kamst, gesandt
Aus deinen lichten Vaterland,
Zu leiten uns den dornigen Pfad,
Zu stärken uns zu edler That.

O sey, weil ich durchs Leben wall,
Mir Freundin, leite überall
Mich, wo der Weg sich düstert und engt,
Bis mich des Lichtes Reich empfängt.

Karoline Rudolphi.

Geschichte einer merkwürdigen Begebenheit, welche sich auf Cooks letzter Reise um die Welt ereignete.

Ich vermuthe, daß unter meinen jungen Lesern wohl keiner seyn wird, der von dem erfahrendsten Seemann und Länderentdecker unserer Zeit, Cook, nicht schon etwas sollte gehört haben. Ich darf daher auch voraussetzen, daß die Erzählung einer merkwürdigen Begebenheit, die sich auf der letzten Reise dieses großen Mannes ereignete, einem jeden unter ihnen willkommen seyn werde. Hier ist sie:

Kapitain Cook segelte auf seiner dritten und letzten Reise um die Welt von Neuseeland, wel-

ches meine jungen Freunde erst auf der Karte ansehen müssen, nordostwärts nach den Gesellschaftsinseln, welche noch um etwa funfzehn Grade jenseits der Linie in der großen Südsee liegen.

Von da richtete er seinen Lauf grade gegen Norden, um zwischen Asien und Amerika so weit hinaufzufahren, als er kommen könnte, und alsdann zu versuchen, ob er nicht, entweder über Asien oder über Amerika hin, wieder nach England zurück fahren könnte.

Er hatte auf dieser Fahrt kaum die Linie passirt — meine jungen Leser wissen, was das sagen will — als er eine Insel entdeckte, der er den Namen der Schildkröteninsel gab, weil das Gestade derselben sehr reich an dieser Thierart war, die den Seefahrenden eine eben so wohlschmeckende, als heilsame Speise gewährt. Die Art, wie man sie fängt, ist die leichteste von der Welt. Sie können bekanntlich nur sehr langsam kriechen; man erreicht sie daher bald, und dann braucht man sie nur auf den Rücken zu legen, so können sie nicht von der Stelle.

So bald die Schiffe von Anker gekommen waren, giengen verschiedene Reisende und Matrosen ans Land, und kehrten gegen Abend mit einer ansehnlichen Beute von Schildkröten höchst vergnügt zurück. Einwohner hatte man nirgends wahrgenommen.

Man beschloß, diese Schildkrötenjagd am folgenden Tage fortzusetzen. Drey Offiziere und zwölf Seeleute ruderten also nach dem Strande, wohlversehen mit einem hinreichenden Vorrathe von Wasser und Lebensmitteln. Sie landeten bei einer Erdzunge; banden ihr Boot fest und giengen zu Fuß nach derjenigen Stelle der Küste, wo die Schildkröten sich am häufigsten aufzuhalten pflegten.

Hier

Hier erbaueten sie in der Geschwindigkeit eine Hütte von Zweigen, um ihr Wasser vor der brennenden Sonnenhitze zu schützen; ruheten in dem Schatten derselben aus, und giengen darauf gegen Abend an ihr Geschäft, indem sie sich in zwei verschiedene Haufen theilten, und einen Ort bestimmten, bei dem sie am folgenden Morgen wieder zusammentreffen wollten.

Der Fang gieng glücklich von Statten. Man kehrte die Nacht hindurch so viele und so große Schildkröten um, daß man das ganze Boot damit anfüllen konnte, und gegen Morgen verfügte jeder sich nach dem verabredeten Sammelplatz.

Aber wie erschrack man nicht, da man wahrnahm, daß zwei Offiziere, welche Abends zuvor auf die Vogeljagd ausgegangen waren, und ein dritter, der sie begleitet hatte, sich nicht einfanden, und so weit man sehen konnte, sich nirgends blicken ließen; man konnte nicht umhin zu vermuthen, daß diese Herren sich entweder verirrt haben müßten, oder daß irgend ein unglücklicher Zufall ihnen begegnet wäre. Es ward beschlossen, sie unverzüglich aufzusuchen.

Zwey Matrosen, der eine ein Engländer, Namens Trecher, der andere ein Deutscher, genannt Bartel Lohmann, wurden dazu abgefertiget. Man versorgte sie mit hinlänglichem Wasser und Lebensmitteln sowohl für sie selbst, als auch für die Verirrten, falls sie dieselben finden sollten, und wartete hierauf mit Schmerzen auf ihre Zurückkunft. Allein vergebens!

Um aber meine jungen Leser wegen des Schicksals der Vermißten nicht länger in Ungewißheit zu lassen, will ich zuerst erzählen, was die eigentliche Ursache ihres Aussenbleibens war. Sie hatten sich, wie gesagt, während der Schildkrötenjagd mit Vogelschießen belustigen wollen. In

dieser Absicht waren sie in das Gehölz gegangen, und da hatten sie sich verirrt. Wie leicht dieses in einem Lande geschehen könne, welches vielleicht seit Erschaffung der Welt keine Einwohner hatte, werdet ihr, meine lieben Kinder, begreifen, wenn ihr durch Hülfe eurer Einbildungskraft euch die Beschaffenheit eines Landes erst ein wenig ausmalen wollt.

Stellt euch also eine buschichte und waldigte Gegend vor, welche noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat. Denkt euch, wie geschwind und wie dicht da alles in einander wachsen muß, indem kein Samenkorn vertreten, kein Strauchwerk abgebrochen, kein Baum gefället wird! Jeder Fleck ist daselbst mit Busch oder Baum besetzt; nicht zwei Schritte weit kann man um sich sehen, und man ist genöthiget, wenn man weiter will, sich entweder erst einen Weg auszubauen, oder sich durchzuzwingen und durchzukriechen.

Nun stellt euch vor, daß jemand, der in einem solchen Dickigt sich befindet, nach und nach die Richtung verliert, in der er ausgegangen ist, und daß es nun vollends anfängt, Nacht zu werden: so werdet ihr begreifen, wie groß die Verlegenheit eines solchen Menschen seyn müsse. In offenen Gegenden kann man bei Tage sich nach dem Standorte der Sonne, oder nach einzelnen Gegenständen; des Nachts nach der Stellung des Mondes oder der Gestirne richten, um sich wieder zurecht zu finden. Beides aber fällt weg, wenn der Boden sowohl, als auch die Luft über uns so dicht verwachsen sind, daß man weder den Himmel sehen, noch einzelne Gegenstände in einiger Entfernung unterscheiden kann.

Dies war also die misliche Lage, worin die genannten Herren sich befanden, da sie bei Anbruch der Nacht gewahr wurden, daß sie die Rich-

tung, in welcher sie zurückkehren mußten, um wieder zu ihren Leuten zu kommen, verloren hatten. Zur Vermehrung ihrer Furcht verbreitete sich bald nach dem Untergange der Sonne ein sehr dicker Nebel, der den ganzen Wald in nächtliche Dunkelheit hüllte.

Umsonst bestrebten sie sich, sich aus dem dicken Gehölze herauszuarbeiten und die Küste zu erreichen; sie merkten bald, daß sie sich immer mehr darin vertieften, und beschlossen daher endlich, zu bleiben, wo sie waren, bis das wiederkehrende Licht des Tages ihnen vielleicht einen Ausweg zeigte. Sie setzten sich hierauf bei einem Baume nieder, und ihre Ermattung war so groß, daß sie kurze Zeit hernach in den tiefsten Schlaf verfielen.

Allein dieser Zustand der Ruhe währte nicht lange. Sie fühlten sich bald von den empfindlichsten Schmerzen ergriffen, und fanden beim Erwachen, daß sie über und über mit Schaaren schwarzer Ameisen bedeckt waren, deren giftige und höchstschmerzhafte Stiche große Beulen und Blasen zurückließen. Ihre erste Bemühung war nunmehr, sich von diesem Ungeziefer zu befreien. Sie zogen sich also aus, und fegten mit den Flügeln der geschossenen Vögel die Ameisen ab. Als dieses geschehen war, zogen sie sich wieder an, und erneuerten darauf, wiewohl vergeblich, ihre Versuche, die Küste zu erreichen. Je weiter sie giengen, destomehr verirrten sie sich.

Da sie vor Schmerzen und Ermüdung nicht weiter kommen konnten, so lehnten sie sich an einen Baum und erwarteten in dieser Stellung die Rückkehr des Tageslichts. Wie langsam ihnen nun die Zeit verstrich! Jede Minute schien ihnen eine Stunde; jede Stunde eine ganze lange Nacht zu seyn. Endlich brach die Morgenrö-

the hervor, aber ihr hoffnungsloser Zustand hörte damit noch nicht auf. Sie hatten nun zwar wieder Licht; allein, es diente ihnen fast zu weiter nichts, als daß der Eine des Andern Verunstaltung durch die Stiche des Ungeziefers erkennen konnte.

Jetzt machten sie sich wieder auf den Weg, aber ohne zu wissen, ob sie sich der Küste näherten, oder ob sie fortführen, sich von ihr zu entfernen. Zur Vergrösserung ihres Elends war der Boden, statt des Grases, häufig mit dicken Dornstauden bewachsen, die ihnen bis an die Mitte des Leibes reichten. Die Hemden und Matrosenbeinkleider, die sie anhatten, waren dadurch bald in Stücken zerrissen; und nun zerfetzten die Dornen, bei jedem Schritte, den sie thaten, ihren nackten Leib. Hierzu kam eine ermattende schwülle Sonnenhitze, welche den Rest ihrer Kräfte gänzlich aussog. Kurz, diese unglücklichen Leute waren dem höchsten Grade des Leidens sowohl der Seele als auch des Körpers ausgesetzt.

Ohngefähr um zehn Uhr des Morgens hörten sie, jedoch in großer Entfernung, den schwachen Knal der Kanonen, die auf dem Schiffe abgefeuert wurden, um sie auf den rechten Weg zu leiten. Allein sie waren nicht im Stande, die Gegend, von welcher der dumpfe Schall herkam, genau zu unterscheiden, und sie schlossen, zu ihrer großen Bestürtzung, aus der Schwäche des Schals auf die Größe der Entfernung, worin sie sich von dem Schiffe befinden müßten.

Dennoch verfielen sie nicht in verzweifelnde Unthätigkeit, sondern fuhren fort, unter den schmerzhaftesten Dornenstichen und schon halb verschmachtet von Hitze und Durst, sich nach derjenigen Richtung hinzuarbeiten, in welcher sie

das Ende ihres Jammers zu erreichen hoften. Endlich bemerkten sie eine Oefnung des Waldes und mit der Freude eines zum Tode verurtheilten Menschen, dem seine Begnadigung angekündiget wird, eilten sie, diesen Stral von Hofnung aufzufangen.

Sie erreichten endlich wirklich das Ende des Waldes, aber noch nicht das Ende ihrer Leiden. Als sie mit Entzücken aus dem Gebüsche liefen und in diesem Augenblicke einer unaussprechlichen Freude aller Schmerzen ihres zerfetzten, ganz mit Blut überschmierten Körpers vergassen, bemerkten sie zu ihrer abermaligen großen Kränkung, daß sie noch weit von derjenigen Landzunge entfernt wären, auf der sie ihre Gefährten zurückgelassen hatten; und daß sie noch einen großen Umkreis um den Wald machen müßten, um dahin zu gelangen.

Bei dieser Entdeckung wäre beinahe Verzweiflung an die Stelle der Freude getretten, als sie auf einmal tief im Walde etwas zu hören glaubten, welches der Stimme eines Menschen glich. Dieses wurde bald durch einen ähnlichen noch schwächern Schall beantwortet. Sie vermutheten richtig, daß diese Töne von Leuten herrührten, die man ausgeschickt hätte, um sie aufzusuchen, und sie bemüheten sich alle durch ein vereinigtes Geschrei zu antworten. Allein umsonst! Ihre Hälse waren so ausgetroknet, daß sie mit der äussersten Anstrengung nur ein leises Gelispel hervorbringen konnten.

Wie sehr bedauerten sie jezt, in der vergangenen Nacht ihren ganzen Vorrath von Pulver verschossen zu haben, um Nothsignale zu geben! Sie durchsuchten indes ihre Pulverbeutel und brachten endlich noch einen einzigen schwachen

Schuß zusammen. Dieser wurde abgefeuert, allein ohne Erfolg.

Ihr eigener Zustand war jezt so unausstehlich geworden, daß sie nicht länger darin aushalten konnten. Seit Anbruch des Tages hatten sie ihre körperliche Kräfte auf das schmerzhafte angestrengt, um aus dem dornigten Labirinth, worin sie sich verwickelt fanden, herauszukommen; ihre Lebensgeister waren gänzlich erschöpft, und sie hatten nicht das geringste zu ihrer Erquickung. Jezt war ihr Weg zwar nicht mehr so verwachsen, aber dafür waren sie nun auch der brennenden Hitze der Sonne ausgesezt, die ihnen einen unerträglichen Durst verursachte.

Diese dringende Noth bewog sie endlich, sich nach der Küste zu begeben, um irgend ein Erquickungsmittel zu suchen. Hier fanden sie zu ihrem Troste eine Schildkröte, die sie tödteten und darauf mit großer Gierigkeit ihr Blut aussogen. Durch diese schwache Labung ein wenig erquickt, suchten sie in einem hohlen Felsen Schutz gegen die brennenden Sonnenstralen. Ein erfrischender Schlaf, welcher sie hier überfiel, verschafte ihnen so viel neue Kräfte, daß sie den Weg von da bis nach der Hütte, dem bestimmten Sammelplaze auf der Erdzunge, unternehmen konnten.

Als sie endlich bei dieser Hütte ankamen, fanden sie dieselbe zu ihrer großen Bekümmerniß von ihren Leuten verlassen und von allen Arten von Lebensmitteln entblößt. Allein es währte nicht lange, so erblickten sie die Böte, welche zu ihrer Hülfe herbei eilten. Das Schiffsvolk und der Offizier, der sie kommandirte, hatten in der Hütte so lange gewartet, bis alle ihre Lebensmittel verzehrt waren; dann kehrten sie zu dem Schiffe zurück,

um sich frischen Vorrath und neue Verhaltungsbefehle zu holen; jezt kamen sie, mit allem Nöthigen versehen, wieder an.

Sie waren äußerst erstaunt, als sie drei so elende Geschöpfe vor sich sahen, welche über und über zerrissen und mit Blut beschmiert waren, und die von ihrer Kleidung kaum einen einzigen Lappen übrig behalten hatten, der breiter als ein Strumpfband war. Sie schrien nach Getränk, und man reichte ihnen, mit gehöriger Vorsichtigkeit, in kleinen Porzionen etwas Wasser mit Rum vermischt. Dann brachte man sie in die Boote, um sie nach dem Schiffe zu führen.

Ihre erste Frage war: ob jemand von der Gesellschaft nach ihnen wäre ausgeschickt worden? und da dieses bejaht wurde, geriethen sie darüber in große Unruhe, und baten, daß man doch ja alle möglichen Mittel zu ihrer Rettung anwenden mögte, weil sie Ursachen hätte zu schweifeln, daß sie außerdem wieder zurückkehren würden. So wahr ist es, daß selbsterlebte Noth uns gegen das Elend anderer Menschen empfindlicher macht, und daß daher die Widerwärtigkeiten des Lebens zwar ein bitteres, aber heilsames Arzeneimittel zur Veredelung unsers Herzens sind!

Die Leidenden fühlten kein geringes Vergnügen, als man ihnen versprach, alles mögliche zu versuchen, um den Verirrten zu Hülfe zu kommen; und sie beschrieben denjenigen, die zu diesem Ende ausgeschickt wurden, so gut sie sie konnten, den Ort, wo sie die Stimme gehört hatten, damit sie bei ihrem Nachsuchen sich dahin wenden mögten. Es war indes schon zu spät am Tage, um mit einiger Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs zur Rettung dieser Unglücklichen etwas unternehmen zu können. Die

Sache mußte also bis zum nächsten Morgen verschoben werden.

Es war eine Gesellschaft von zwanzig Mann, welche von dem Schiffe abgeschickt war, um die Offiziere aufzusuchen, und welche sich nunmehr auf den Weg machten, um die beiden verirrten Matrosen zu retten. Sie beschlossen in einer langen Reihe auszugehen, doch so, daß der Eine dem Andern zurufen könnte. Auf diese Weise hofften sie die Verlornen lebendig oder todt zuverläßig zu finden; und sie richteten hierauf ihren Marsch nach derjenigen Gegend, welche man ihnen bezeichnet hatte.

Sechs Stunden hatten sie schon vergeblich gesucht, als sie auf einmal unvermuthet den einen der beiden Verirrten, Barthel Lohmann, fanden. Der Zustand, worin sie ihn antrafen, war der erbärmlichste, den man sich denken kann. Sein Leib war gleichfalls auf die kläglichste Weise von Dornen zerrissen, seine Augen waren von den giftigen Bissen des Ungeziefers dergestalt zugeschwollen, daß er fast kein Tageslicht mehr sehen konnte; und die brennende Sonnenhitze hatte ihn, aus Mangel einer Anfeuchtung des Mundes, sprachlos gemacht.

Er machte Zeichen, daß er Wasser verlangte. Man reichte ihm etwas; aber er bezeigte sich beim Genuß desselben ganz unempfindlich. Er hatte schon alles Gefühl sowohl der Gefahr, als auch des elenden Zustandes, worin er sich befand, durchaus verloren,

Glücklicher Weise waren die Boote beider Schiffe den Suchenden nachgefahren, und lagen jezt an derjenigen Küste, die diesem Orte die nächste war. Hätte man diese Vorsicht nicht gebraucht, so wäre der Mann umgekommen, ehe man durch andere Mittel ihn nach dem Zusam=

menkunftsplaße hätte schaffen können: denn er war so elend, daß man ihn mit der größen Mühe kaum bis zum nächsten Boote schaffen konnte.

So bald er die Sprache wieder erlangt hatte, stattete er von den Abentheuern seiner Wanderschaft folgenden Bericht ab:

Er und sein Kamerad Trecher waren am ersten Tage ihrer Nachsuchung so weit gegangen, als sie kommen konnten. Entkräftet von der Beschwerlichkeit des Weges und von der Hiße des Tages hatten sie sich endlich niedergesezt, um sich zu erquicken und auszuruhen. Darüber waren sie beide eingeschlafen; und als sie nach einiger Zeit wieder erwachten, fanden sie zu ihrer Bestürzung, daß es Nacht war.

Der Gedanke, ihre Pflicht versäumt zu haben, und die Furcht vor den Folgen dieses Vergehens wirkten so stark auf ihr Gemüth, daß sie der heftigen Schmerzen, die ihnen von den Stichen der Ameisen verursacht wurden, darüber vergaßen, und sich wieder auf den Weg machten, ohne zu wissen, wohin sie giengen. Gegen Morgen gaben sie endlich die Hofnung, die verirrten Offizire zu finden, auf, und nun waren sie nur besorgt, wie sie sich selbst wieder zurück finden sollten.

Nachdem sie lange gegangen und so gut sie konnten, durch das Gebüsch gedrungen waren, bemerkten sie, daß, anstatt sich dem Zusammenkunftsorte zu nähern, sie sich immer weiter davon entfernten. Sie waren äußerst ermüdet und durchaus unschlüßig, was sie thun sollten. Fast war es ihnen gleichgültig, ob sie lebten oder stürben, und in dieser Lage des Gemüths sezten sie sich nieder, um ihren Lebensmitteln und ihrem Grog (so nennen die englischen Seeleute ein aus Wasser und Rum gemischtes Getränk) ein Ende

zu machen, und ihre Bürde dadurch zu erleichtern. Kaum hatten sie dies gethan, so überfiel sie abermals ein tiefer Schlaf, aus welchem die Stiche des giftigen Ungeziefers, womit sie bald überdeckt wurden, sie nicht zu ermuntern vermogten.

Als sie endlich erwachten, fanden sie sich wieder im Finstern, standen wieder auf, und wanderten herum, wie zuvor, jammerten über ihren hülflosen Zustand, und berathschlagten sich von Zeit zu Zeit, was sie thun sollten? Bald verfielen sie auf diesen, bald auf jenen Anschlag; aber wenn sie ihn näher beleuchteten, so sahen sie sich genöthigt, ihn wieder aufzugeben.

Sie erinnerten sich z. B. einmal gehört zu haben, wie Robinson Krusoe viele Jahre lang auf einer einsamen Insel gelebt hätte, und sie faßten das Herz, seinem Beyspiele nachahmen zu wollen. Allein der Gedanke an die rauhe und unfruchtbare Gegend, worin sie sich befanden, und an den gänzlichen Mangel aller Nahrungsmittel, schreckte sie von der Ausführung dieses Projekts gar bald wieder ab.

Endlich fiel ihnen ein, auf einen der höchsten Bäume zu steigen, um zu versuchen, ob nicht irgendwo sich eine Anhöhe zeigte, auf der sie das Land übersehen, und erfahren könnten, ob es bewohnt sei oder nicht. Dieser Einfall wurde ausgeführt, und da sie einen hohen Baum erklettert hatten, entdekten sie gegen Südwesten hin einen Berg von beträchtlicher Höhe; allein sie bemerkten auch, daß sie, um dahin zu gehen, sich immer weiter von der Küste entfernen müßten.

Und nun waren ihre beiderseitigen Meinungen getheilt. Trecher hielt es für rathsam, nach diesem Berge hinzugehen; Lohmann hingegen

behauptete, daß es vernünftiger wäre, wenn sie sich bemüheten, die Küste zu erreichen. Da nun jeder auf seiner Meinung bestand, und keiner dem Andern nachgeben wollte: so wurden sie endlich eins, daß sie sich trennen wollten, um ihr Heil auf demjenigen Wege zu versuchen, welcher einem jeden von ihnen der beste zu seyn schiene.

Dies geschahe; jeder trat seinen eigenen Weg an, und Lohmann gieng so lange fort, bis ihn sein Gesicht verließ und er alles Gefühl verloren hatte. In diesem Zustande wurde er nun, wie wir gehört haben, gefunden.

Jezt überlegte die Gesellschaft, ob sie Trechern seinem Schiksale überlassen, oder ihre Nachforschungen fortsezen sollten? Die Menschlichkeit des Offiziers, welcher den Trup kommandirte, behielt endlich die Oberhand, und auf sein Zureden ward beschlossen, nicht eher nachzulassen, bis sie den Unglüklichen todt oder lebendig gefunden hätten.

Man machte sich also, sobald Lohmann nach den Booten geschaft und dem Wundarzte übergeben war, wieder auf den Weg, und zwar abermals in einer langen Reihe, indem sie von Zeit zu Zeit sich einander zuriefen, mit Glocken läuteten und Trommeln schlugen, sowohl deswegen, damit sie sich nicht selbst von einander verirren mögten, als auch um dem Verlohrnen, falls er noch am Leben wäre, ein Zeichen von ihrer Annäherung zu geben. Anfangs waren alle guten Muths und ertrugen die vielfältigen Beschwerlichkeiten, denen sie ausgesezt waren, mit großer Standhaftigkeit; aber nach Verlauf einiger Stunden fühlten sie sich sämtlich so erschöpft, daß sie schlechterdings Halt machen muß-

sen, um erst auszuruhen und einige Erfrischungen zu genießen.

Sobald dieses geschehen war, sezten sie ihre Nachforschungen fort: aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Es zeigte sich nirgends die geringste Spur von einem durch diese dichtverwachsene Gegend gedrungenen Menschen, ohngeachtet Trecher und sein Gefährte bei ihrer Trennung eins geworden waren, daß jeder seinen Weg mit abgebrochenen Zweigen bezeichnen sollte um sich im Fall der Noth einander wieder finden zu können

Dies benahm ihnen endlich den Muth, und wenige hatten Lust eine Arbeit fortzusezen, die mit so vieler Mühe und mit so wenig Hofnung eines glüklichen Erfolges verbunden war.

Die Offiziere bestanden indes fest auf ihrem Vorhaben. Sie erinnerten sich jezt des Mittels, in die Ferne zu schauen, welches Trecher selbst ersonnen hatte, nemlich auf den höchsten Baum, welcher in der Nähe zu finden war, zu steigen, um den Berg zu suchen, den er gesehen haben wollte: und nach dem er wahrscheinlicher Weise gegangen war. Dieses wurde sogleich ausgeführt.

In einem Augenblicke saß ein Matrose auf jedem hohen Baum in der Nähe, und alle sahen die Anhöhe, die nicht weit von dem Orte zu seyn schien, wo sie vorher ausgeruht und sich erfrischt hatten. Es ward also beschlossen, sich sogleich auf den Weg zu machen, um dahin zu gehen. Aber dieses war nicht so leicht, als es anfangs zu seyn schien.

Denn als sie eben glaubten dicht dabei zu seyn, trafen sie auf eine Lache, das heißt, auf ein stehendes Wasser oder einen Landsee, wodurch ihr Fortgang unterbrochen wurde. Sie sahen

sich also genöthiget längst dem Ufer hinzugehen, und da fanden sie das Gerippe eines Thieres, welches seiner Länge und Bauart nach von einem Alligator *) zu seyn schien. Indem sie dabei stillstanden, glaubten sie in dem niedergetretenen Grase die Tritte eines großen Thieres zu bemerken, welches vor kurzem da vorbei gegangen war.

Dies erregte die Neugierde der ganzen Gesellschaft, die sich einbildete, daß irgend ein Ungeheuer, gegen welches man auf seiner Hut seyn müßte, diese Lache bewohne. Das Wasser derselben war so salzig wie Seewasser, und sie war rund umher an den Ufer mit einer Art von Rohr bewachsen, welches Mannshöhe hatte. Alle Versuche auf dem Wege durch dieses Rohr weiter vorzudringen, schienen ihnen jezt vergeblich zu seyn, und da sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem andern Wege nicht glücklicher zu seyn hoffen durften: so beschlossen sie endlich ihr Vorhaben aufzugeben und zu den Booten zurückzukehren.

Aber da es schon spät am Tage war, so faßten sie den Vorsaz, sich, wo möglich, nach einer noch etwas fernen Anhöhe durchzuarbeiten, um allda zu übernachten, und alsdann mit Anbruch des Tages ihren Rückweg anzutreten; Durch ausdauernde Anstrengung erreichten sie ihren Zwek. Sie kamen bei dem Hügel an, und bemerkten mit Vergnügen, daß das Land in dieser Gegend ein ganz anderes Ansehen gewann. Bis jezt hatte es ihrem Auge nichts, als ein wildes beinahe undurchdringliches Dickicht dargestelt: aber indem sie die Anhöhe erstiegen, zeigte sich ihnen eine Aussicht, welche ungemein anmuthig und malerisch war.

*) Eine Art von Krokodil in Amerika.

Hier beschlossen sie, in einem angenehmen Wäldchen, welches die Natur zu einem Ruheplatze bestimmt zu haben schien, die Nacht zuzubringen. Die ganze Gesellschaft war jezt versammelt, und die Offiziere gaben Befehl, daß man einige Hütten von Strauchwerk errichtete, um sich darunter vor den Abenddünsten zu verbergen. Einige mußten Brenholz zusammentragen, um auf einem nahen Hügel ein Feuer anzuzünden, welches den Leuten in den Booten zum Zeichen dient, daß die Partei ihre Nachforschungen noch nicht eingestellt habe.

Beides war jezt geschehen; man stelte eine Schildwache bei das Feuer, um es zu unterhalten und eine audere bei die Hütten, in welchen die Uebrigen sich zur Ruhe begaben. Man genoß hierauf eines erpuickenden Schlafs bis gegen Mitternacht, da ein plötzlicher Lerm alle wieder wekte. Ein schrekliches Ungeheuer von entsetzlicher Größe hatte die beim Feuer angestelte Schildwache überfallen, und war eben im Begrif gewesen sie zu ergreifen und zu verschlingen, als sie ihm noch durch einen Sprung entkam und nun zu den Hütten flohe, um Lerm zu machen. Der Mann betheuerte, daß es wenigstens zweimal so groß, als ein Elephant, gewesen wäre.

Der Anblick dieses Menschen, den das Entsezen ganz entstellt hatte, seine sonst bekannte Herzhaftigkeit, die feierliche Art, mit der er die Wahrheit seiner Aussage bezeugte, und die Erinnerung an das große Gerippe und an die im Grase entdekten Fußtritte des Ungeheuers, liessen keinen Zweifel übrig, daß er die Wahrheit sage. Die Gefahr schien groß und fürchterlich: allein man hielt es für das sicherste, ihr beherzt entgegen zu gehen.

Ein Sergeant, ein Untersteuermann, ein Büchsenschmid, die verjagte Schildwache und noch ein

Seesoldat, als die Beherztesten unter allen, erboten sich, das Abentheuer zu bestehen, und machten sich auf den Weg, indem sie paarweise in geschlossener Ordnung gingen. Als sie sich dem Feuer näherten, guckte die Schildwache hinter dem Büchsenschmiede hervor, und sahe das Ungeheuer durch den Rauch noch größer als vorher, worauf er sogleich der Vorderline das Wort gab, nieder zu knien und Feuer zu geben.

Zum Glück hatte der Büchsenschmied, der ein sehr unerschrokkener Mann war, sich vorgenommen, sein Feuer so lange zu sparen, bis er den Feind recht nahe haben würde. Er ging also dreist vor, und da er scharf durch den Rauch und die Flammen blickte, schien ihm das Ungeheuer von menschlicher Gestalt zu seyn. Er rief ihm zu; aber es erfolgte keine Antwort. Er trat hierauf noch etwas näher und — wie groß war sein Erstaunen, als er den nemlichen Thomas Trecher in ihm erkannte, den sie so lange vergeblich gesucht hatten!

Er kroch auf allen Vieren; denn seine Füsse waren so voller Blasen, daß er nicht mehr stehen konnte, und sein Hals war so ausgetroknet, daß es ihm unmöglich war, einen Laut hervorzubringen. Es ist schwer zu bestimmen, was bei dieser Entdeckung größer war, ihre Freude, ihre Verwunderung oder ihr Gelächter.

Sie bemüheten sich ohne Zeitverlust, dem Unglücklichen beizustehen. Einige liefen nach den Hütten, um die Neuigkeit zu erzählen, und ihm etwas zu seiner Erquickung zu holen, indes die Andern ihm einige Linderung zu verschaffen suchten, indem sie ihn in ihren Armen aufrecht hielten.

In einigen Angenblicken war er von der ganzen Partei umgeben; einige waren begierig seine

Geschichte zu erfahren und alle wollten ihm Hülfe leisten. Die Offiziere insbesondere brachten ihm Herzstärkungen, die sie ihm nur sparsam gaben, bis er die Sprache wieder erlangt hatte.

Es war ein sehr beweglicher Anblik, ihn von Kopf zu Füssen mit Blasen bedekt zu sehen, welche die giftigen Stiche der Insekten verursacht hatten. Diese hatten ein so unleidliches Jücken erregt, daß sein ganzes Blut von dem beständigen Reiben entzündet war.

Als man ihn mit Oehl beschmiert hatte, nahm die Heftigkeit der schmerzhaften Empfindung etwas ab. Man gab ihm öfters Thee mit etwas Brantwein vermischt, zu trinken, wodurch er nach und nach die Sprache wieder erlangte: aber einige Tage gingen vorbei, ehe er den vollkommenen Gebrauch des Verstandes wieder bekam.

Sobald er durch behutsam gereichte Erfrischungen sich so weit wieder erholt hatte, daß man hoffen durfte, sein Leben zu erhalten, wurde er nach den Hütten getragen und auf ein Lager gelegt. Des Morgens hatte das Fieber nachgelassen; aber nun entstand die Frage: wie sie ihn in diesem schwachen Zustand über zwölf englische Meilen weit durch ein Land schaffen sollten, in welchem jeder gesunde Fußgänger Mühe hatte, sich für seine eigene Person durchzuarbeiten?

Doch Leuten, welche ihre Kräfte geübt haben und dabei von warmer Menschenliebe beseelt werden, ist nichts unmöglich, sobald es darauf ankomt, einem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Einer aus der Gesellschaft erinnerte sich, daß er als Knabe mit seinen Schulfreunden zuweilen Tragsessel aus Binsen gemacht habe, und er glaubte, es würde ihm noch jezt gelingen, einen solchen Sessel von biegsamen Reisern zu flechten. Der

Versuch

Versuch wurde augenblicklich angestellt, und er gelang.

Man machte sich also auf den Weg: bekämpfte herzhaft alle die beschwerlichen Hindernisse, die wir schon kennen, und erreichte endlich gegen Abend äusserst ermattet das Gestade. Hier fanden sie zu ihrer großen Freude das Boot, welches auf sie gewartet hatte.

Nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen, begaben sie sich nach dem Schiffe. Trecher ward der Sorgfalt des Wundarztes übergeben und erholte sich nach und nach; aber es vergiengen einige Wochen, bevor er seine gewöhnliche Arbeit wieder verrichten konnte.

Wozu ich diese Geschichte erzählt habe? Dazu, ihr jungen Leser, wozu ich euch schon so manche andere erzählte, damit ihr lernen möget, welchen Zufällen das menschliche Leben unterworfen sey, und wie sehr man daher Ursache habe, von früher Jugend an seine körperlichen und geistigen Kräfte in Ertragung jedes kleinen Ungemachs zu üben, um sich auf größeres vorzubereiten. Wehe dem, der diese Lehre in der Jugend vernachlässiget und sie dann erst in Ausübung bringen will, wann unvermeidliche Noth ihn dazu zwingt!

Aus einem von Forster übersezten Tagebuche der lezten Cookschen Entdeckungsreise nach der Südsee.

C.

Frühlingsgedanken.

Wie unsre Fluren glänzen!
Wir freuen uns des Lenzen,

Der milden Tage Dämmerung.
Geht einst das Leben nieder,
Ein Frühling kehret wieder;
Des Frühlings Jugend macht uns jung.

O fühlet; wie gelinde
Umhauchen uns die Winde!
Sie wehen nicht, sie spielen nur.
Nicht ängstlich sind zu fliehen,
Des Lebens kleine Mühen;
Sie haucht zur Stärkung die Natur.

Da drüben auf den Höhen
Ist noch der Schnee zu sehen;
Mit Silber krönet er das Thal.
Erinnerung der Schmerzen
Ist dem erfreuten Herzen,
Wie Hochgeschmack beim süßen Mahl.

Wie rauschet unterm Himmel
Der fittige Gewimmel!
Zur Sonne steigt der Vogel auf.
Die Kunst sich selbst zu quälen
Stammt aus des Dachses Höhlen:
Ein munterer Geist ist oben drauf.

Es will an allen Enden
Die Erde schon verspenden
Des Mutterschosses neue Kraft.
Ein Drang, aus frühem Triebe,
Und mit gemeiner Liebe
Zu wirken, ists, der Großes schaft.

Es schläft nicht in Papieren
Die Weisheit; wir verlieren
Beim Grübeln unsre Zeit zu viel
Hin in die regen Auen!
Da bildet euch im Schauen;
Da hascht die Kenntniß im Gefühl!

Overbeck.

Nachrichten

von dem unglücklichen Ende des berühmten Länderentdeckers Cook.

Indem ich euch, meine jungen Leser, die vorstehende merkwürdige Begebenheit aus der letzten Cookschen Entdeckungsreise erzählte, fiel mir ein, daß eine Nachricht von dem traurigen Ende dieses großen Seefahrers wohl auch eine angenehme und dabei nicht unnütze Unterhaltung für euch abgeben könnte. Ich beschloß daher, das Merkwürdigste von dem, was bis jezt davon bekannt geworden ist, auszuheben, und es euch in folgender Erzählung mitzutheilen.

Von der Schildkröteninsel hatte Cook seinen Lauf gegen Norden gerichtet, um zu versuchen, ob man entweder über Asien oder über Amerika hin nach Europa segeln könnte. Dieser Versuch schlug fehl; denn da er bis zum 71sten Grade der nördlichen Breite hinaufgesegelt war, fand er das ganze Meer dergestalt mit Eis bedeckt, daß es unmöglich war, weiter vorzudringen. Man mußte also wieder umkehren.

Cook hatte auf seiner Hinreise eine Sammlung sehr fruchtbarer und sehr bevölkerter Inseln entdeckt, und sie mit den Namen der Sandwichsinseln belegt. Sie liegen von den Gesellschaftsinseln nordwärts zwischen dem zwanzigsten und vier und zwanzigsten Grade nördlicher Breite. Die Bewohner derselben schienen sehr gutartige und friedliche Geschöpfe zu seyn: es ward daher beschlossen zu ihnen zurückzukehren; theils um die Schiffe daselbst auszubessern, theils um neue Lebensmittel einzunehmen.

Jetzt waren beide von Cook kommandirte Schiffe, die Resolution und die Diescovery, bei der größten unter diesen Inseln, welche in der Landessprache Owhaihi heißt, vor Anker gekommen; und von nun an mag statt meiner derjenige reden, der uns diese Nachrichten mitgetheilet hat, und welcher ein Augenzeuge derjenigen Begebenheiten war, die er hier selbst erzählen wird. Er hat sich nicht genannt; aber man vermuthet, daß er einer der Unterwundärzte auf der Diescovery gewesen sey.

Kaum lagen wir vor Anker, so erzählt nun unser Mann, als ein Prinz des Königs dieser Insel zu uns heran kam, und nach einigen Zeremonien, welche Friedenszeichen seyn sollten, bei uns an Bord stieg.

Er brachte ein gebratenes Schwein, einige zubereitete Brodfrüchte, und einen sonderbaren Mantel von rothen Federn zum Geschenk für unsern Befehlshaber mit. *) Wir gaben ihm dagegen einige Aexte, Spiegel, Armbänder und andere ihm in die Augen fallenden Kleinigkeiten. Hierauf sandten wir ihn, nebst seinem Gefolge, in unserm Boote an den Capitain Cook.

Hier ward er mit Schiffsmusik bewillkommt, und so gut bewirthet, als die Verfassung des Schiffes es erlaubte. Kapitain Cook zeigte ihm auch die schlechte Beschaffenheit desselben, und ersuchte ihn um den freien Gebrauch einer Strecke Landes, um daselbst seine Gezelte aufzurichten und seine Geräthschaften aufzubewahren.

Der junge Prinz bewilligte dies sogleich, zeigte aber an, daß sein Vater abwesend und in einen Krieg mit dem König der benachbarten Insel Mahwie verwickelt wäre. Er würde in zehn

*) Dieser Befehlshaber der Discovery war Capitain Clerke.

Tagen wieder kommen, weil man eben an dem Frieden arbeitete; dennoch könnten wir alles ans Land bringen, und der verlangte Platz sollte tabuhd, das ist, zu unserm Gebrauche bezeichnet werden, damit die Eingebohrnen uns nicht stören oder beunruhigen mögten.

Beide Befehlshaber nahmen den Vorschlag an, und begleiteten ihn nach dem Wohnplatze der Eingebohrnen, wo sie ihre Zelte aufzurichten wünschten. Hier wurden ihnen einige freie unbewohnte Plätze angewiesen. Die Grenzen derselben bezeichnete man durch eingeramte Pfähle und durch Taue, welche man um dieselben herumziehen ließ, innerhalb welchen den Eingebohrnen bei schwerer Strafe verboten wurde, sich betreten zu lassen.

Nun ließen wir alles, was wir ans Land haben wollten, aus den Schiffen bringen, unsere Zelte, die Schmieden, Masten, Segel, das Tauwerk, unsere Wasserfässer, Brod, Mehl, Pulver, kurz alles, was nachgesehen, getroknet oder ausgebessert werden mußte. Die Eingebohrnen, die sich bei Tausenden versammelt hatten, hielten sich dabei ungemein ruhig, und legten uns nicht die mindeste Hinderniß in den Weg. Im Gegentheil, überließ man uns gern einige leere Häuser, um unsere Kranken darin bis zu ihrer Wiedergenesung zu pflegen. Ueberhaupt wurden Fremde nie mit größerer Gastfreundschaft aufgenommen, als wir.

Den andern Morgen kamen sehr eilfertig sechs große doppelte Kriegsfahrzeuge in dem Hafen an, jedes von wenigstens dreißig Rudern, und in jedem derselben saßen an sechzig nakte Indianer. Wie sie sich unsern Schiffen näherten, machten wir unsere Kanonen schußfertig, die Seesoldaten

mußten unters Gewehr treten, und jedermann gieng an seinen Posten.

Die Zahl der Wilden vermehrte sich zusehends; man zählte im Kurzen mehr als hundert Kanoes, welche das Schiff umgaben, und in denen mehr als tausend Indianer waren. Allein, anstatt einen Angriff auf uns zu thun, fingen sie einen freundschaftlichen Handel mit uns an. Sie hatten Schweine, Brodfrucht und andere Landesgüter an Bord, die sie uns gegen europäische Kleinigkeiten überließen.

Dieser Handel hatte eine kurze Zeit gedauert, als eine unsichtbare Hand einen Stein in unser Kajütenfenster warf. Wir ließen durch die Wachen Achtung geben, und binnen einer halben Stunde ward ein anderer Stein nach den Matrosen geworfen, welche ausserhalb dem Schiffe auf einem Gerüste standen, und mit Kalfatern *) beschäftiget waren. Der Thäter wurde entdeckt und ergriffen.

Kapitain Cook ließ ihn hierauf im Angesicht des Prinzen, der übrigen Häupter des Volks und der ganzen Versammlung an Bord seines Schiffes bringen, anbinden, und mit funfzig Hieben bestrafen. Dies setzte alle in so große Furcht, daß in wenig Minuten kein einziger mehr zu sehen war. Allein noch ehe der Tag geendiget war, kehrten alle zu ihrem Handel zurück.

Manche haben den Kapitain Cook wegen seiner bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesenen Strenge gegen die Indianer getadelt; er war es aber nicht blos gegen sie, sondern auch gegen alle seine Leute. Keinem von diesen blieb der geringste Fehler unbestraft. Ward einer derselben überführt, daß er einen Wilden gemißhandelt,

*) Kalfatern heißt, die Ritzen des Schiffs mit Werg ausstopfen und darauf mit Theer überschmieren.

oder an seinem Eigenthume sich vergriffen habe: so ließ er ihn sicher in Gegenwart der Indianer hart bestrafen. Durch diese unpartheiische Ausübung der Gerechtigkeit, bekamen die Indianer einen so hohen Begriff von seiner Weisheit und Macht, daß sie ihm gleiche Ehre, wie ihrem Et - hu - a oder gutem Gotte, erwiesen.

Alles gieng nunmehr nach Wunsch, und wir lebten mit den Wilden in der größten Eintracht. Wenn die Vornehmen sahen, daß ihre Leute sich schlecht betrugen oder den Verordnungen zuwider handelten: so gaben sie sie selber an, und überlieferten sie uns zur Strafe. Sie waren so dienstfertig und gefällig, daß sie, da es uns an Brennholze gebrach, uns sogar die hölzerne Einfassung ihres Morai oder Begräbnißplatzes überließen.

Nach einigen Tagen sahen wir den alten König von seiner Kriegsfahrt nach Mahwie in den Hafen einlaufen. Ihn begleiteten über 150 große Kriegskanoes. Er selbst befand sich in einem prächtigen Fahrzeuge, an dessen beiden Enden zwei Götzenbilder von männlicher Gestalt und ungeheurer Größe angebracht waren, welche Mäntel von vielfärbigten Federn umhatten. Sie nennen diese Bilder E - ah - tu - a oder Kriegsgötter, und ohne sie wird niemals ein Gefecht angefangen.

Sobald sie ans Land gekommen waren, wurden die Kanoes ans Ufer gezogen. Sie stellten sich hierauf in Kriegsordnung, und marschierten, unter Anführung des Königs, gliederweise nach ihrem Opferplatze, der etwa funfzig Ellen von unserm Zelte entfernt war.

Wie sie aber den Platz durch grüne Büsche abgezeichnet fanden, welche unsere Grenzen anzeigten, giengen sie mit ihren Götzen in Prozes-

sion, herum, bis sie auf den Morai ankamen, wo die Gözenbilder aufgestellt und die Waffen niedergelegt wurden.

Nach dieser Zeremonie verfügte sich der König, von den Vornehmsten seines Volks begleitet, an Bord der Resolution. Sobald er ins Schiff trat, fiel er, zum Zeichen der tiefen Verehrung, auf sein Antliz; sein Gefolge mit ihm. Hierauf hielt er eine Rede, die keiner von uns verstand, und übergab dem Kapitain drei Schweine nach ihrer Kochkunst zubereitet. Ihm ward dafür ein Halsband von verschiedenen Schnuren bunter Glaskorallen um den Hals gethan. Auch beschenkte ihn der Kapitain mit zween Spiegeln, einem großen Trinkgeschirre von Glas, einigen Nägeln und andern Kleinigkeiten.

Er nahm dies alles mit großem Vergnügen an, und schickte alsobald einen Boten ans Land, der mit einigen großen Schweinen, und mit so vielen Kokusnüssen, Brodfrüchten und Zuckerrohr zurückkehrte, als unser Boot nur immer fassen konnte.

Er blieb wohl eine Stunde auf dem Verdecke und bewunderte den Bau des Schiffes. Nachher ward er in die Kajüte geführt, wo man ihm Wein anbot, den er aber nicht trinken wollte. Ueberhaupt weigerte er sich, etwas anders zu geniessen, als Brodfrucht.

Den andern Tag giengen unsere beiden Befehlshaber in Begleitung ihrer Offiziere ans Land, um dem Könige ihre Gegenvisite zu machen. Sie wurden auf das ehrerbietigste empfangen, und mußten sich mit Sr. Majestät zu Tische setzen.

Nach vollbrachter Mahlzeit hing der König dem Kapitain Cook einen indianischen Mantel um, und führte ihn an den Ort ihrer gottesdienst-

lichen Versammlungen, wo sein Haupt mit einem Kranze grüner Plantanenblätter bekränzt ward. Hierauf setzt man ihn auf eine Art von Thron und ein Priester in buntem Gewande hielt eine lange Rede an ihn. Diese ward mit einem feierlichen Gesange beschlossen, in welchen die ganze Versammlung einstimmte. Nach geendigtem Gesange fielen alle dem Kapitain zu Füssen und der König sagte zu ihm: das nebenstehende Gebäude wäre von nun an das seinige, er selbst ihr E-a-thu-ha-nu-eh, daß heißt, ihre Gottheit.

Von dieser Zeit an bekam des Kapitains Pinasse immer einen Anführer von den Wilden, auf dessen Befehl alle andre Eingebohrnen in ihren Kanoes, so oft Herr Cook vorbeifuhr, sich niederwerfen und so lange in ehrerbietiger Stille liegen bleiben mußten, bis er vorüber war. Dies thaten sie auch von selbst, wenn der Kapitain allein war. Ueberdem hatte der ihm zugeordnete Begleiter den Befehl, ihn jedesmal, so oft er ans Land kam, nach dem ihm angewiesenen Hause auf dem Begräbnißplatze zu führen, welches die Matrosen Cooks Altar zu nennen pflegten.

Eines Tages lud der König die Kapitaine beider Schiffe, nebst den Offizieren ein, ein Heivah, das heißt in ihrer Sprache, ein Schauspiel, anzusehn, das von seiner eigenen Familie aufgeführt werden sollte. Die Einladung wurde angenommen, und wir giengen ans Land.

Hier empfingen uns viele Oberhäupter der Nazion, und führten uns in ehrerbietiger Stille nach dem zu der Abendfeierlichkeit bestimmten Platze. Aber die Schauspieler befriedigten unsere Erwartung schlecht. Sie beschlossen die Vorstellung mit einem kaum erträglichen Gesang,

in welchen der König nebst seinem ganze Hofstaate mit einstimmte.

Kapitain Cook gab hierauf dem Könige zu verstehn, daß er mit seiner Erlaubniß ein Feuerwerk geben würde, welches ihn zwar nicht erschrecken, aber doch in die größte Verwunderung setzen sollte. Der König erlaubte dieses gern, und die Artilleristen erhielten Befehl, so bald es würde dunkel geworden seyn, ihre Künste sehen zu lassen.

Es waren einige Tausend Zuschauer versammelt; aber kaum stieg die erste Rakette in die Luft, so fingen die meisten an davon zu laufen und sich zu verbergen. In einigen Minuten war fast nur noch der König mit seinem Gefolge da. Wie die zweite Rakette in die Luft stieg, hörten wir überall Wehklagen und Jammern, und als die Wasserraketten anfingen zu spielen, wollte der König auch fort. Man mußte also einhalten.

Cook gab hierauf dem Könige zu verstehen, daß wir mit dem ersten günstigen Winde wieder absegeln würden. Diese Nachricht verursachte eine allgemeine Betrübniß. Man suchte auf die rührendste Weise uns zu bewegen, unsern Aufenthalt zu verlängern; allein sobald ein günstiger Wind aufsprang, folgten wir unserer weitern Bestimmung, und giengen unter Segel.

Wir richteten unsern Lauf nach einer nicht weit von da gelegenen Insel Mauwih, weil wir gehört hatten, daß daselbst ein guter Hafen und trefliches Wasser zu finden wären. Allein wir segelten noch nicht lange, als der König, der noch nicht Abschied von uns genommen, und unsere Abreise nicht so nahe geglaubt hatte, uns in einem Boote nacheilte; von seinem Prinzen begleitet. Er brachte uns noch zehn große

Schweine, Brodfrucht, viel Vögel, nebst Kokusnüssen, Zuckerrohr, Plantanen und einer kleinen Schildkröte mit. Letztere war eine grosse Seltenheit auf dieser Insel.

Unter des Königs Gefolge war auch ein alter Priester, der dem Kapitain Clerke immer große Zuneigung bewiesen hatte, auch dafür nicht unbelohnt geblieben war. Es war schon spät, wie sie unser Schiff erreichten; ihr Aufenthat an Bord währte daher auch nur einige Stunden. Der alte Priester erhielt indes Erlaubniß bei uns zu bleiben, bis wir ihn auf einer benachbarten Insel ans Land setzen würden.

Am andern Tage hatten wir die Küste noch im Gesicht. Gegen Abend geriethen wir unvermuthet in einen starken Strom, der uns grade auf die Küste zuführte, und uns besorgt machte, daß wir auf Klippen gerathen und scheitern würden. Mitten unter der Bestürzung, worin hierbei jedermann gerathen war, ersahe der alte Priester seine Gelegenheit, ergriff ein Stück Seidenzeug, welches in der Kajüte lag, sprang damit über Bord und erreichte mit seiner Beute das Land.

Unser Unwille über diesen schlechten Streich eines Freundes verwandelte sich am folgenden Tage in die angenehmste Verwunderung über die Gerechtigkeit des Königs. Denn da wir fortfuhren, uns in der Nähe der Küste aufzuhalten, erblickten wir plötzlich ein auf uns zueilendes großes Kanoe, und in demselben den alten König selbst nebst seinen gewöhnlichen Begleitern, die den diebischen Priester an Hand und Fuß gebunden brachten. Sie überlieferten ihn dem Kapitain, indem sie eine Fürbitte wegen seines Verbrechens einlegten.

Der König hatte ihn blos auf den Argwohn binden lassen, daß das Stück Seide, welches er bei sich hatte, vielleicht vom Schiffe gestohlen wäre. Eine merkwürdige Probe von indianischer Gerechtigkeitsliebe und Edelmuth, die da verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der Kapitain erwiederte dieses gerechte Verfahren durch eine großmüthige Begnadigung des Missethäters. Er that noch mehr; mit dem wiedergebrachten Stücke Seidenzeug machte er dem Könige ein Geschenk; und dieser fuhr darauf vergnügt zurück nach dem Gestade.

Bald darauf wurden wir von einem heftigen Sturm mit Hagel und Regenschauer überfallen. Wir hatten daher unglaubliche Mühe, uns vom Lande abzuhalten, und verloren die Resolution aus dem Gesicht.

Der Sturm wüthete vier Tage lang, und beide Schiffe schwebten in der äussersten Gefahr. Die Resolution hatte am meisten gelitten. Erst am fünften Tage konnten wir uns wieder mit ihr vereinigen, und da fanden wir ihren Zustand so gefährlich, daß wir uns glücklich schätzen mußten, noch in der Nähe des Hafens zu seyn, aus dem wir ausgelaufen waren.

Sobald wir denselben mit genauer Noth erreicht hatten, erneuerten unsere alten Bekannten ihre Besuche und brachten uns Schweine, Brodfrucht und andere Landesgüter, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Auch der alte König und sein Gefolge fanden sich gleichfalls wieder ein und äußerten ihre Freude über unsere Zurückkunft.

Diese gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen dauerten fort. Allein am folgenden Abend kam ein großes Kanoe auf uns zu, mit sechzig bewafneten Kriegsleuten bemannt. Diese führ-

ten wenig oder gar keine Lebensmittel mit sich, und schienen nichts Gutes im Schilde zu führen. Unser Kapitain beorderte daher sogleich jeden an seinen Posten und ließ die Kanonen zum Schuß fertig machen.

Nach etwa einer Stunde ruderten diese Leute weiter, ohne etwas feindseliges unternommen zu haben. Wir nahmen aber auf einem hohen Berge einen andern zahlreichen Haufen wahr, welcher Steine sammelte, und die ganze Nacht hindurch sahen wir Feuer und Lichter brennen. Dies alles schien uns verdächtig zu seyn.

Unser Argwohn bestätigte sich: denn am folgenden Tage sahen wir abermals eine große Menge von Eingebohrnen versammelt, welche anfingen von der abschüßigen Seite des Berges Steine herabrollen zu lassen, um unsere Schiffe zu beschädigen. Unser Kapitain befahl daher, mit Kanonen unter sie zu feuern, und in einigen Minuten war der ganze Schwarm verschwunden.

Den Nachmittag kam der König an Bord der Resolution und beschwerte sich bei dem Kapitain Cook, daß wir zwei seiner Leute getödtet hätten und versicherte dabei, sie hätten nicht die mindeste Absicht uns zu schaden gehabt. Er blieb hierauf einige Stunden an Bord und beschäftigte sich, der Arbeit unserer Waffenschmiede zuzusehen. Beim Abschiede bat er noch, ihm ein Pahahi zu schmieden, das heißt, eine Art von Dolch, etwa zwei Fuß lang, dessen sie sich bei ihren Gefechten in der Nähe bedienten. Man erfüllte seine Bitte, ohne die traurige Folge zu ahnden, welche diese Bereitwilligkeit für uns haben würde.

Von dieser Zeit an wurden die Eingebohrnen immer unruhiger, und stahlen uns alles weg, was sie erreichen konnten. Wir liessen zu-

weilen auf sie feuern, allein dies machte sie nur immer verwegner. Einer, der eine Schmiedezange gestohlen hatte, ward von Kapitain Cook und einigen Seesoldaten wieder eingehohlt. — Aber seine Landsleute, die seine Gefahr sahen, eilten haufenweise herbei, um ihn zu befreien, wodurch er Gelegenheit fand, zu entwischen. Anstat ihn auszuliefern, fing man an einige Gewaltthätigkeiten an unsern Leuten auszuüben, wodurch diese genöthiget wurden, sich zurück zu ziehen.

Kapitain Cook schickte hierauf eine Gesandschaft an den König, um ihn von diesem Vorfalle zu benachrichtigen und auf die Auslieferung des Verbrechers zu dringen. Allein es gefiel seiner indianischen Majestät diesmal eine andere Mine anzunehmen; der Gesandte ward sehr übel behandelt, und hatte endlich Ursache, sich Glück zu wünschen, mit einer guten Tracht Schläge davon gekommen zu seyn. Die Eingebohrnen hatten sich überhaupt gänzlich geändert, und wurden von Tage zu Tage kühner und beschwerlicher. Auch erfuhren wir von einigen Weibspersonen, daß man damit umgienge, einen Angrif auf unsere Schiffe zu thun.

Eines Morgens fanden wir unser großes Boot abgeschnitten, und dieser Vorfall schien die erhaltene Nachricht zu bestätigen, Beide Befehlshaber kamen also am Bord der Resolution zusammen, um sich zu berathschlagen. Alle anwesende Offiziere waren der Meinung, daß man den König greifen, und ihn so lange an Bord behalten müsse, bis das Boot zurückgegeben wäre.

In dieser Absicht gieng Kapitain Cook am andern Morgen mit zwanzig Seesoldaten ans Land. Er bemerkte, daß die Kriegsleute unter

den Eingebohrnen ihren kriegerischen Schmuck angelegt hatten, und sich von allen Seiten her versammelten. Auch fand er das Betragen ihrer Oberhäupter gar sehr verändert. Allein er kehrte sich daran nicht, sondern gieng, nebst dem Lieutenant Philips, einem Unterofficier und zehn Gemeinen, grade nach des Königs Wohnung.

Sie fanden ihn, nebst zwölf Oberhäuptern auf der Erde sitzen; aber alle standen in großer Bestürzung auf, wie der Kapitain mit seinen Leuten hereintrat. Dieser wandte sich sehr freundlich an den König, versicherte, daß man ihm und seinen Leuten nichts zu Leide thun wollte, und daß man blos um die Zurückgabe des gestohlnen Boots, und um die Bestrafung derer bäte, welche sich der größten Beleidigungen gegen sie schuldig gemacht hätten. Er ersuchte hierauf den König, daß er so lange mit an Bord kommen mögte, bis seine Befehle hierüber vollzogen wären.

Dieser bezeugte seine Bereitwilligkeit, den Dieb aufsuchen und bestrafen zu lassen, aber auch zugleich seine Abgeneigtheit, sich selbst Leuten anzuvertrauen, die so ungewöhnliche Grausamkeit gegen sein Volk ausgeübt hätten.

Man antwortete: das ungestüme Betragen seiner Leute und ihre wiederhohlten Räubereien hätten eine ungewöhnliche Strenge nöthig gemacht; und man würde mit eben so großer Schärfe jede Beleidigung ahnden, deren sich das Schifsvolk gegen den geringsten seiner Unterthanen erlaubte. Man bäte ihn, nur Vertrauen zu uns zu haben, und unser Schif auf eine Zeitlang zu seiner Wohnung zu wählen, um durch seine Gegenwart die stündlichen Räubereien seiner Leute zu verhindern.

Der König wollte nun wirklich schon in diesen Antrag willigen; allein die Vornehmen, welche anders dachten, suchten sich nach und nach wegzuschleichen, bis die Wache sie daran verhinderte. Innerhalb einer halben Stunde war der König fertig zu uns an Bord zu gehen; aber unterdes hatten so viel Wilde sich versammelt, daß die ganze Küste davon wimmelte.

Diese wurden immer ausgelassener, und fingen sogar an, die Wache zu beleidigen. Kapitain Cook gab daher Befehl Plaz zu machen, und, wenn sie sich widersetzen sollten, darunter zu feuern.

Lieutenant Philips, der die Wache kommandirte, suchte diesen Befehl ins Werk zu richten, und die Eingebohrnen öfneten hierauf eine lange Gasse, um den König und seine Begleiter durchzulassen. So gelangte man endlich zum Gestade

Allein kaum waren sie daselbst angekommen, so hörte man ein Geschrei: Tu-ti (so nannten sie unsern Befehlshaber) wollte den König wegführen, um ihn umzubringen! Augenbliklich brachen einige ihrer Krieger durch das Gedränge und fielen die Wache mit Keulen an. Ein altes Weib breitete zu gleicher Zeit ein Tuch zwischen Cook und dem Könige aus, und gab zu verstehen, daß man den leztern nicht darüber bringen sollte.

Cook kehrte sich hieran nicht, sondern faßte den König bei der Hand, um ihn mit sich fortzureissen. In dem Augenblicke wollte einer der wilden Krieger ihm einen Streich versezen: allein er kam ihm zuvor, und schoß ihn auf der Stelle nieder.

Seine Flinte war zweiläufig, und er war im Begrif, mit dem zweiten Schusse einen andern

dern zu erlegen, als ein Wilder mit aufgehobener Keule hervorsprang, und ihn so nachdrüklich auf den Kopf traf, daß er betäubt zu Boden stürzte. Kaum war er gefallen, so erhielt er mit eben dem Pahahi, welches unsere Waffenschmiede auf des Königes Bitten verfertiget hatten, einen so mächtigen Stoß durch die Schultern, daß die Spize aus der Brust wieder hervorkam.

Unsere Schifskanonen und die Seesoldaten, welche in den Booten geblieben waren, gaben zu gleicher Zeit Feuer; allein obgleich das Gemezel unter den Wilden groß war: so behaupteten sie doch ihren Plaz, und schlepten endlich die Leichen der Erschlagenen, als ein Siegeszeichen, mit sich fort. Ausser Cook dessen Tod eine allgemeine Bestürzung unter uns verursachte, fielen noch ein Korporal und drei Gemeine.

So beschloß der größte Seefahrer, der wohl nie seines Gleichen hatte, sein verdienstvolles Leben. Dreimal hatte er eine Schaar muthiger Britten glüklich um die Welt geführt, und unsre Erdbeschreibung und Völkerkenntniß mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert; und nun mußte er nach tausend glüklich überwundenen Gefahren, seinen muthigen Geist unter der Hand eines Wilden von eben dem Volke aushauchen, welches ihn kurze Zeit vorher vergöttert hatte.

Ausser dem Kapitain waren noch vier Mann von den Unsrigen gefallen. Allein die Wuth der Wilden schien den Kapitain allein zum Gegenstande gehabt zu haben. Denn sobald sie seinen Leichnam in Sicherheit gebracht hatten, entflohn sie, ohne sich um die übrigen erschlagenen Engländer weiter zu bekümmern.

Unsere Lage war jezt äußerst mislich. Die Resolution lag noch immer ohne Mast und sehr baufällig vor Anker. Die Wilden brauchten nur

Mittel zu finden, unsere Ankertaue abzuschneiden: so wurden die Schiffe auf den Strand getrieben, und wir waren ohne Rettung verloren.

Um diesem Unglücke vorzubeugen, mußte unsere Hauptsorge auf eine baldige Ausbesserung der Schiffe gerichtet werden, und dazu wurde erfordert, daß wir — es koste nun auch, was es wollte — festen Fuß auf dem Lande zu fassen suchen mußten. Hierzu durfte keine Zeit versäumt werden.

Wir zogen daher alle unsere Macht zusammen, versahen uns mit Waffen, und wagten einen kühnen Versuch, unser Vorhaben auszuführen. Wir landeten unter Bedeckung unserer Kanonen, marschierten mit aufgepflanzten Bajonetten weiter, und besezten den Begräbnißplaz, der auf einer ansehnlichen Höhe stand und uns dadurch großen Vortheil über die Wilden verschafte.

Diese wagten gleichwohl verschiedne Anfälle auf uns, um uns von diesem Platze zu vertreiben: allein sie wurden jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Es wurden ihrer dabei mehr als dreißig erschossen, wir hingegen verlohren keinen einzigen Mann, ohngeachtet einige von uns durch ihre Schleudersteine verwundet wurden.

Gern hätten wir den Leichnam unsers geliebten Anführers gehabt, um ihm die lezte Ehre zu erweisen. Es wurde daher eine Parthei mit einer weißen Friedensfahne abgesandt, um sich den selben auszubitten. Diese stieß auf einen Mann von Ansehn, der ihr mit einem großen Trup entgegen kam. Man sagte ihn unser Anliegen, allein er gab zur Antwort:

„Ihre Krieger wären so eben hinter dem Berge beschäftiget, die Getödteten zu zerschneiden, um sie zu verzehren, wenn indeß Tatee, (so nannten sie den Kapitain Clerke) zu ihnen kommen wollte;

so würden sie ihm den noch unverzehrten Theil des Kapitain Tutee, (so nannten sie unsern Cook) überliefern.„

Die geringe Zahl unserer Leute in Vergleichung mit ihrer Menge, und die Besorgniß einer verrätherischen Absicht bewogen unsern Anführer, diese Einladung auszuschlagen.

Nicht lange nachher kamen verschiedene Anführer der Wilden zum Vorschein, deren einer unsers getödteten Kapitains Hirschfänger trug, den er drohend über den Kopf schwang. Andere zeigten gleichfalls ihre von den Erschlagenen gemachte Beute. Der Eine hatte eine Jacke, der Andere ein Hemde; der Dritte ein Paar Schifferhosen angezogen, und alle schienen uns mit ihren Siegeszeichen Hohn zu sprechen. Klugheit und Menschenliebe bewogen uns, diesen Troz nicht zu achten, sondern uns lediglich in den Schranken der Vertheidigung zu halten.

Gegen Abend sahen wir von den Schiffen in einer ziemlichen Entfernung ein Kanoe mit acht oder neun Indianern, welche auf uns zu ruderten. Wie sie näher kamen, bemerkten wir, daß einer von ihnen den Hut unsers ermordeten Anführers trug. Dieser schien uns zu drohen, indem er allerlei wunderbare Gebehrden machte: allein es zeigte sich nachher, daß wir seine Pantomime unrecht verstanden hatten.

Es ward eine Kanone auf ihn abgefeuert, wodurch er eine Wunde an der Lende bekam. Demohngeachtet ruderte das Kanoe dicht ans Schif, und alle darin befindliche Indianer riefen mit lauter Stimme: Tutee! Tutee! Jederman war neugierig zu wissen, was sie damit sagen wollten; sie wurden also an Bord gelassen.

Hier überreichte der Verwundete ein Stück Fleisch, sorgfältig in ein Tuch gewickelt, und er

versicherte uns, es sey ein Stück aus den dicken Bein unsers Anführers. Er habe es sehen abschneiden; glaube aber, daß das Uebrige schon verzehrt wäre.

Wir ließen ihn hierauf nach dem Schifswundarzt bringen, seine Wunde zu verbinden, und fuhren unterdes fort, uns sorgfältig nach den übrigen Theilen des Kapitains zu erkundigen. Allein er blieb bei seiner ersten Aussage. Sobald seine Wunde verbunden war, sezten wir ihn, nebst seinen Gefährten wieder in Freiheit.

Das Fleisch unsers getödteten Kapitains ward in eine Kiste gethan und mit vieler Feierlichkeit in die Tiefe des Meers gelassen.

Einige Tage hernach wurden beide Schiffe näher an die Küste gebracht, um die Boote zu decken, welche frisches Wasser einholen sollten. Bei diesem Geschäft liefen die Einwohner haufenweise zusammen, und liessen eine schwarze Fahne wehen, die wir für ein Kriegeszeichen hielten. Es wurden daher einige Kanonen abgefeuert, um sie zu zerstreuen, wodurch des Königs zweiter Sohn sein Leben und eine arme alte Frau einen Arm verlor. Dies machte auf die Einwohner einen solchen Eindruck, daß wir diesen und den folgenden Tag unsere Geschäfte ungehindert treiben konnten.

Allein nach einigen Tagen fingen die Unruhen von neuem an. Steine, deren einige ein Pfund schwer waren, flogen von allen Seiten her, wie ein Hagel, auf unsere Matrosen, welche abermals Wasser einnahmen. Einige dieser Steine schienen von einer unsichtbaren Hand zu kommen; allein man bemerkte zulezt, daß sie von einem Wilden aus einer nahen Höhle geworfen wurden. Man merkte sich diesen Burschen, und kehrte ohne Rache auszuüben nach den Schiffen zurück.

Hier wurde Rath gehalten, und jederman war nunmehr der Meinung, daß es zu unserer eigenen Sicherheit jezt schlechterdings nöthig wäre, Feuer und Schwert zu brauchen, um diesen unbändigen Leuten friedfertigere Gesinnungen einzuflößen. Gesagt, gethan. Am folgenden Tage wurden alle, welche Waffen tragen konnten, Seesoldaten, Matrosen und Handwerker, gemustert. Ein Theil derselben wurde bei die Kanonen auf den Schiffen komandirt, die übrigen alle stiegen in die Boote und fuhren mit brennenden Lunten ans Land.

Nicht lange, so stand der nächste Wohnplatz der Wilden in lichten Flammen. Die Eingebohrnen wurden mit äusserster Wuth zurückgetrieben, und da man denjenigen unter ihnen bemerkte, der aus der Höhle mit Steinen geworfeu hatte, so wurde er mit drei Musketenschüssen und einigen Bajonetstichen getödtet. Vorher aber verwundete er noch einen unserer Leute mit einem Steinwurf.

Nachdem dies Strafgericht vollzogen war, kehrten wir gegen Abend zu den Schiffen zurück.

Ich übergehe einige unbedeutende Vorfälle, um nur noch folgendes hinzuzufügen. Zwei Tage hernach kam ein Anführer, den wir noch nie gesehen hatten, von mehr als dreihundert Indianern begleitet, singend und tanzend ans Ufer. Er selbst trug eine weisse Fahne, die Uebrigen hatten grüne Zweige in den Händen.

Da man diese Friedenszeichen durch eine weisse Flagge von unserm Maste beantwortet hatte, so kam der Anführer mit drei andern Vornehmen an Bord, und brachte Kokusnüsse, nebst andern Früchten zum Geschenk, wofür er aber nichts wieder annehmen wollte. Zum Beweise seiner Unterwerfung versprach er, die Gebeine

unsers getödteten Anführers zu sammeln und zu unsers Kapitains Füssen zu legen.

Er hielt Wort; denn da er am folgenden Tage mit einem noch zahlreichern Gefolge zurückkam, brachte er nicht nur einige Schweine zum Geschenk, sondern auch die versprochenen Gebeine des Kapitains mit. Nur die Füsse und der Rückgrad fehlten, die er nächstens mitzubringen versprach.

Auch dies Versprechen ward erfüllt. Man legte hierauf diese sämmtlichen Ueberbleibsel unsers großen und geliebten Anführers in einen Kasten, und senkte sie unter dreifacher Abfeuerung unsers Geschützes ins Meer.

Die Ausbesserungen unserer Schiffe waren jezt vollendet; wir lichteten die Anker, und ein günstiger Wind führte uns von dannen.

Aus dem von Forstern übersezten Tagebuche der lezten Cookschen Entdeckungsreise. C.

Erntelied.

Schon wieder ist sie offen,
Des großen Vaters Segenshand;
Er sah das Harren und Hoffen,
Sah unsern Blick ihm zugewandt;

Mit Vater-Wohlgefallen
Sah er uns unsern Saamen streun,
Voll Zuversicht uns wallen,
Und gab uns seinen Sonnenschein;

Und gab uns milden Regen
Aus düstrer Wetterwolken Nacht
Und wandelte zum Segen
Was bange Fluren zittern macht.

Hier stehen unsre Halme
Und neigen segenschwer das Haupt;
Und wir, wir singen Psalme
Dem, ders dem Hagel nicht erlaubt.

Dem, ders vorbot den Wettern
Mit ihrem furchtbarn Flammenstrahl,
Die Aehren zu zerschmettern;
Wir preisen ihn beim Schnittermal

Wir gehn dahin und schwingen
Den Arm voll Muth, den Arm voll Kraft;
Wir gehn dahin und singen
Dem, der das Mark den Aehren schaft.

Hört unsre Sicheln klingen,
Ihr Städter, hört den süßen Klang!
Hört unsre Schnitter singen,
Fallt ein in ihren Lustgesang

Lobsinget mit uns allen
Aus sorgenfreier heitrer Brust!
Laßt weit die Flur erschallen
Von froher, lauter Erntelust!

Karoline Rudolphi.

Erntelied.

Sieh, wie die Saaten wallen!
Sie taumeln in des Schnitters Arm;
Sieh, wie die Aehren fallen!
Er mäht sie sonder allen Harm. —

So wird auch uns einst mähen
Der Tod — so fallen wir auch hin,
Wie muthig wir auch stehen. —
Doch ist nicht Fallen uns Gewinn?

Er wird uns wieder säen;
Der uns zum Erdenleben schuf,
Ruft uns zum Auferstehen,
Und wir erwachen seinem Ruf.

Am großen Frühlingsmorgen,
Wenn unser Leben sich verneut,
Und von den Erdensorgen
Und ihren Fesseln ist befreit.

Indes sey dir, du Treuer,
Der unsre Saaten uns bewacht,
Mit dieser Erntefeier
Ein frommer Opferdank gebracht.

Karoline Rudolphi.

Diogenes und Bachides.

(Ersterer erzählt.)

Da ich neulich auf einer meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölz gerieth, welches sich nicht weit von Neptuns Tempel längst dem Ufer hinzieht, und wie ihr wißt, den Nereiden geheiliget ist: erblickte ich in dieser wilden Gegend einen Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, übel gekleidet, ungekämt, hager, blaß, hohläugicht, kurz, mit allen Merkmalen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen.

Er war im Begriff, von einer Handvoll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen in Wasser geweichter Zwiebel seine Abendmahlzeit halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bachides von Athen war, dem kurz zuvor, eh ich die Stadt

zum letztenmale verließ, ein Vermögen von wenigstens achthundert attischen Talenten von einem alten reichen Vater, dessen einziger Sohn zu seyn er das Glück hatte, endlich zugefallen war.

— Wie treff' ich hier den glücklichen Bachides an? und so allein, bei einer so frugalen Mahlzeit? — sagte ich.

— Glücklich! Ach, rief er seufzend, diese Zeit ist vorbei, Diogenes; — denn du bist es, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen. —

Ich wünsche, daß sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

— Du kommst sehr gelegen; ich wollte dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben. —

So hast du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich habe keine Schule.

— Ich werde also dein erster Schüler seyn. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebest, glücklich zu seyn.

Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen? —

Wozu? — Ich dächte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten. —

Ich sehe wohl, daß einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen seyn muß. —

— Eine sehr große, eine sehr große! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz, genug hatte, um mich von dem grössesten Theil meiner Mitbürger beneidet zu sehen. — —

Ohne Zweifel hattest du auch Statuen, Gemählde, persische Tapeten, goldne Trinkgefässe, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen —

— Das hatte ich alles, und besser als jemand zu Athen. — —

Ich bedaur' es —

— Ich finde nichts dabei zu bedauren, als daß ich es nicht mehr habe. —

Beides. Aber durch was für Unglücksfälle —

— Ich will dir die Wahrheit gestehen, Diogenes, — Keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feste, Gastmäler, haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehn glückliche Jahre, — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich itzt bin! — Zehn glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bachus und mit allen Göttern der Freude zu. —

Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von achthundert Talenten verschlingen?

— Wenn es noch einmal so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freude und Ausschweifungen zu vertauschen. Ich gesteh es, ich war ein unbesonnener Mensch! ich dachte nicht an die Zukunft. —

Und itzt, da du gezwungen bist, an sie zu gedenken, was sind deine Anschläge? — Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen. —

Du wirst dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so viel Festen und Gastmälern, Freunde gemacht haben?

— Freunde so viel du willst, — aber seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich niemand mehr. — —

Das hättest du in der Akademie — oder weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warst, von zwanzig ehmaligen Glücklichen, welche sich bei dir eingefunden

haben werden, lernen können, ohne es auf die Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch will ich die Vorwürfe, die du dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist, was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden seyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlohrnes Vermögen wieder gäbe?

— Welch eine Frage! — zum Unglück kenn ich kein so freigebiges Wesen, — —

Du irrest, Bachides; der Fleiß ist dieser hilfreiche Gott; Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in denen der ärmste Sohn der Erde graben darf, so viel er will.

— Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt seyn, und ich — ich habe nichts gelernt. —

Ich will zugeben, daß du keine Kunst verstehest, die dich nähern könnte; aber du hast Verstand, du kannst reden; — widme dich der Republick; bewirb dich um das Vertrauen der Athenienser.

— Du scherzest gar zu bitter, Diogenes, — wie wollte ich die Athenienser überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte einem Menschen anzuvertrauen, der sein eigen Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat? — —

Es dürfte schwer halten — —

Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Statsmann machen will. — —

In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freilich ordentlicher Weise kein ander Mittel, sich empor zu schwingen, als Ver-

dienste. — Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. — Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen? — — Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermiethen; als Offizier — dazu gehört Geld, oder Unterstützung, oder persönliches Verdienst. — —

Diogenes. Nun, dann gestehe dir, daß ich am Ende meiner Anschläge bin. —

Bachides. Du hast das alles nicht vonnöthen, wenn du mich lehren willst, wie du es machst, um in eben so dürftigen Umständen, als die meinigen, so glücklich zu seyn, wie du es wenigstens zu seyn scheinst.

Diogenes. Ich bin es in der That, Bachides; aber laß dir sagen, daß du irrest, wenn du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierin betrügt dich der Schein. Ich bin reich, — reicher, denke ich, als der König von Persien, — denn ich bedarf so wenig, daß ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Diese Gegnügsamkeit erhält mich so gesund und stark, wie du mich siehest. Oft reiß ich, aus Mitleiden, oder um mir Bewägung zu geben, dem schwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand, und mahle für ihn. —

Bachides. Sonderbarer Mann! — —

Diogenes. Du glaubst nicht, Bachides, wie viel darauf ankommt, daß das Instrument, worauf unsre Seele spielen soll, wohl gestimmt sey. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, — ohne Leidenschaften, ohne Anhänglichkeit an Dingen, die an sich selbst keinen Werth haben, die uns der Zufall rauben kann, sollt ich nicht glücklich seyn? Ist nicht die ganze Natur mein, in so fern ich sie genieße? Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein

im simpathetischen Gefühle! — Ich besorge, du kennst diese Quelle nicht, Bachides, — und zu allem dem hab' ich einen Freund.

Bachides. Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet, und wohnst, wie man sagt, in einem Fasse. —

Diogenes. Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer, und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; — denn für unser zwey ist meine Tonne zu enge — Es ist zwar, in der That, nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeit darin; dürre Baumblätter zum Lager, und einen breiten platten Stein zum Tische.

Bachides. Ich nehme dein Anerbieten an, in der Hofnung, daß du großmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbilden zu können, daß du reich und glücklich seyst.

Diogenes. Du sprichst so, als ob du dir einbildest, ich trage Amuleten oder magische Karaktere bei mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bachides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich so leicht nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich lehren, aber um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn, wie ich, muß die Natur uns eine gewisse Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht hast. — Doch machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bei mir; gut! wo nicht, so wird uns der Zufall vielleicht einen andern Ausweg zeigen.

Die erste Nacht die mein Gast und Schüler in meiner Grotte zubrachte, konnte er keinen Schlaf finden. Man merkte wohl, daß der Mensch auf weichem Polster und Schwanenfellen zu liegen gewohnt war. —

Eine Nachtigal sang zum Entzücken nicht weit von unsrer Höhle. Höre, sagt' ich, die freundliche Sängerin, welch ein schönes Schlaflied sie uns singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei dem, was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brod aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht, und dachte mit Seufzen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes, und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden, als sein Frühstück war.

Ich fing an, mit ihm zu philosophiren; ich bewies ihm, daß ein Mensch in allen Umständen der glücklichste von der Welt seyn könne, sobald er wolle. Er schien mir aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht.

Unter diesen Gesprächen kamen wir wieder bis ins Gebüsch, worin er sich verlor, ohne daß meine Augen ihn je wieder gesehen haben.

Der arme Mann! Er wünschte des Segens zu geneißen, den die Weisheit mit sich führt, und hätte doch nicht das Herz, sich von ihr leiten zu lassen. Der arme, bedaurenswürdige Mann!

Wieland.

Die untergehende Sonne

an Elisen.

Sie flieht, Elise! ach! nicht unser Sehnen
Nicht unser Flehn hält sie zurück;
Sie wandelt, zu erleuchten ferne Szenen,
Und giebt uns ihren Abschiedsblick.

Sie flieht, und es erlischt ihr letzter Schimmer,
Ihr rosigtes Gewand erbleicht.
Sieh, wie ihr letztes Flämmchen tiefer immer
Den Wald hinunter steigt. — — —

O bleib, o bleibe noch, du Holde, Treue,
Daß mich noch letze nur ein Strahl.
Daß ich mich nur noch eines Lächelns freue,
Noch trinke deines Lichts einmal!

Sie ist dahin, mit aller Lebensfülle,
Mit aller Schöpferkraft dahin;
Und rund um wird es tiefe Stille,
Und alle Jubeltön' entfliehn.

O kehrtest du uns nimmer, nimmer wieder,
Wärst du auf ewig uns entflohn: —
Weh uns! Was priesen unsre Lieder?
Wenn tönte unser Jubelton?

Doch Heil, Heil deinem Lauf, der Millionen,
Zu segnen, zu beglücken eilt,
Von Pohl zu Pohl, bis zu den fernsten Zonen
Dein mildes Segenslicht vertheilt!

Steig denn in Frieden zu den fernen Brüdern
Hinab mit deinem Segenblick,
Und sey begrüßt von ihren Freudenliedern;
Nur kehr uns morgen frey zurück,

Und lächl' auch uns mit deinem Glanz und
Segen,
Mit deinem Freudenangesicht;
Wir gehen lobsingend dir entgegen,
Und laben uns an deinem Licht.

Karoline Rudolphi.

Der Affe und der Bär.

Ein Aff und Bär, zween nahe Vettern,
Gleich groß, gleich näschig und gleich alt,
Auch gleich geschickt im Steig' und Klettern,
Durchstrichen eifrig Feld und Wald,
Um ihrer Magen Zorn zu stillen.

Der Bär gieng langsam, traurig, krumm,
Als wie ein Schuldner, und fieng Grillen;
Der Affe sah sich munter um;
Der Hunger macht ihm leichte Glieder;
Ein Luftsprung kostet ihm nicht viel.
Izt steht er auf, izt vor sich nieder,
Ein Affe lebt und stirbt im Spiel.

Was nützen diese Fleischergänge?
Rief hier der Affe mit Verdruß:
Wenn ich auf einen Baum mich schwänge,
Darauf sich alles zeigen muß;
So dürften wir nicht länger suchen.
Sofort bemerkt' er einen Baum,
Die Königin der hohen Buchen,
Er kroch hinauf, man sah ihn kaum.

Drauf setzt er sich, beroch das Wetter,
Gukt endlich nieder in den Wald;
O Vetter, schrie er, lieber Vetter,
Du bist ja, wie ein Zwerg gestalt;

Was

Was ist dir immer widerfahren?
Du bist kaum einer Erbse groß,
Da wir sonst gleicher Länge waren.
O Vetterchen, dich hör ich bloß,
Antwortete der Bär erbittert;
Und nun ward das Gezänke scharf,
Bis, da sie endlich ausgewittert,
Der Affe sich herunter warf.
Wie nun? rief Petz, so bald er drunten;
Wie nun? versetzt der Bavian;
Warst du denn oben, und du unten?
Sie sahen sich verwundernd an.
Du bist ein Bär: Und du ein Affe,
Fiel Aff' und Bär einander ein;
Hier ist nichts, das uns Nutzen schaffe,
Die Buche muß bezaubert seyn.

Wenn du einmal an Ehren steigst,
Und deinen Freunden und Verwandten,
Die dich als ihres Gleichen kannten,
Ein fremd und stolzes Auge zeigst;
So geh in dich, und untersuche
Der Fabel Sinn, er weis't auf dich,
Denn, glaube mir nur sicherlich,
Du bist das Aeffchen auf der Buche.

Lichtwer.

Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderswo ihr Glück zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kühl, die Felder wild,

Die Straße ward mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Izt sahn sie ungefehr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns diesmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein. Doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

Lichtwer.

Der Wandersmann und die Sonnenuhr.

Bei einer Sonnenuhr blieb einst ein Wandrer stehn,
Die Morgensonne schien; die Uhr wies auf halb achte.
Der Mann sprach: es ist früh, ich will bis Mittags gehn;
Indem er sich darauf bedachte,
So kam ein dickes Wolkenheer;
Die Sonne ward verhült. Der Wandersmann sah wieder
Nach seiner Sonnenuhr, und rieb die Augenlieder:
Die Uhr wies keine Stunde mehr.

O sprach er, falsches Ding, das an das Glück sich bindet:
Hinweg mit einem solchen Freund,
Der mir so lange dient, als mir die Sonne scheint,
Und wenn sie nicht mehr scheint, verschwindet!

Lichtwer.

Die Gelassenheit.

Mögen doch am Himmel hangen
Trübe Wolken ohne Zahl;
Bald sind sie vorüber gangen,
Und die Sonne scheint ins Thal.

Immer kann der West nicht fächeln;
Auch der Nord muß einmal wehn;
Will man sehn den Himmel lächeln,
Muß man ihn auch weinen sehn.

Unmuth macht das Herz nicht weiser;
Menschen schickt euch in die Zeit!
Gram macht nur das Leben greiser,
Drum so lernt Gelassenheit.

Trübe Stunden gehen vorüber,
Wie die längste Mitternacht,
Und der Freuden stumpfe Fieber
Wird durch sie nur scharf gemacht.

Weisheit lieben, Tugend fühlen,
Und des Himmels sich erfreun;
Heißt: mit Erdensorgen spielen,
Heißt: auf Erden selig seyn.

Zuruf an die Jugend.

O Jugend, Jugend, schöne des Gefühls
Für alles, was da gut und edel ist!
Erhalt die schöne Glut im Herzen rein,
Und zittre, wann das blaue Flämmchen wankt!
Es wankt vor jedem Hauche, ders nicht facht.
So lang es hell im Herzen lodert, wärmt
Es durch und durch den ganzen Menschen, glüht
In edlen Worten und in edler That;

Walt mit dem Lebensblut ins Antlitz auf,
Und strahlt, wie Mondschein aus dem Blick.
Der schönen Jungfrau giebt es höhern Reitz
Und kräftiget des Jünglings starken Arm.
Wie Jungfraun wachten bei der Vesta Heerd,
So wacht die edle Schaam bey dieser Glut,
In weissen Schleier, mit gesenktem Blick
Und sanfterröthend vor dem schönen Strahl;
Wann diese schlummert, so erlischt das Feuer.
Zu glücklich noch, wenn nicht die falsche Schaam
Der wahren Stelle nimmt, die Asche schürrt,
Und wilde Flammen in dem Herzen nährt.
Ach! die erlöschen nicht so leicht. Es facht
Von aussen jeder Wind der Welt sie an;
Sie nährt das Vorurtheil der losen Zeit,
Die höhnelnd ihren Gift in Lächeln hüllt.

Fr. Leop. Grafen zu Stolberg.

Sadi, eine Geschichte für junge Prinzen.

Sadi, ein gütiger König, reisete einst verkleidet in seinen Staaten herum, um seine glücklichen Unterthanen in dem Genuß ihrer Freude zu belauschen. Man hatte ihm nämlich gesagt, daß alle seine Unterthanen durch ihn die glücklichsten Menschen geworden wären.

In einer von dem Hofe nicht sehr entfernten Stadt erblickte er unter einen Haufen gefesselter Sklaven eine Frau, deren sanfte und traurige Miene ihn rührte. Sie war an einen mit Steinen beladenen Karren gespant, und hielt eben von ihrer Last entkräftet, ein wenig stille.

„Allmächtiger, rief sie, ende dies Elend!" und sank halb ohnmächtig nieder.

„Hurtig, faule Madam!“ erscholl ein Donnerton aus der Kehle eines Zuchtmeisters, der seine Knotenpeitsche fürchterlich über das zitternde Weib schwang.

Halt! rief Sadi, und reichte ein Goldstück hin; ich will mit der Unglücklichen reden. — Was habt ihr verbrochen, arme Frau?

„Ach! erwiederte sie, giebt es noch Menschen, die mein Jammer rührt? — Die Geschichte unsers Elends, edler Fremdling, ist kurz. Wir verarmten durch Betrüger und Unglück und konnten den Kopfschatz nicht länger bezahlen. Schon schliefen wir mit vier Kindern auf der Erde. Nur ein Teppich war übrig, auf welchem mein fünftes Kind tödlich krank darnieder lag: und die Ungeheuer kamen und fanden nichts zu pfänden, und rissen dem Knaben die armselige Decke weg. Mein Mann in seiner Verzweiflung ergrif den Gerichtsdiener und warf ihn zu Boden. Das ist todeswürdig! schrien die Richter, und mein Mann ist zur ewigen Arbeit verdammt.“

Und ihr?

„Ich arbeite für ihn, denn er ist kränklich und schwach, damit man ihm erlaube neue Kräfte zu sammeln. Er war in Gefahr, unter der Peitsche zu sterben. — Ach! konnte unser reicher König denn meinen Teppich nicht entbehren?“

Tröstet euch, gute Frau! rief Sadi und wandte sich schnell weg; denn er war seiner Bewegung nicht Meister. Ach! seufzte er bei sich selbst, ist das das Glück meiner Unterthanen, wovon man mir so viel vorgelogen hat?

Er eilte zum Statthalter.

„Ich bin ein Kaufmann, gnädiger Herr, und finde hier unter den Sklaven den Verwand-

ten eines meiner Freunde (er nannte den Namen des Sklaven) ist er für Geld loszukaufen?"

Er ist ein Aufrührer, antwortete Musselim, der eigentlich gespießt zu werden verdiente — aber, wenn ihr mir den Werth der Arbeit seines Lebens bezahlt, so mag es darum seyn. Der Verdienst der Sklaven ist ein Theil meiner Besoldung, und ich kann in meiner Verfassung nichts missen.

Sadi sprach weiter: man sagt aber, daß der König die Strenge nicht liebe.

Auch ich, erwiederte der Statthalter, bin eben kein Freund von Strafen; aber es ist zuweilen ein Beispiel nöthig. Die Einkünfte dieser Stadt sind der königlichen Küche angewiesen; der Küchenmeister, ein Mann von Einfluß, fodert Geld, und wer klug ist, erhält sich Freunde bei Hofe.

Sadi zählte das Geld, und rief indem er gieng: "Und wer ist euer Freund, ihr Verlassenen? — Eure unbemerkten blutigen Thränen hab' ich als Leckerbissen verzehrt!„

Sadi gieng, und wandte die kräftigsten Mittel an, um zu verhüten, daß die Leckerbissen seiner Tafel nicht mehr mit den blutigen Thränen seiner Unterthanen erkauft werden durften.

Der Vorsatz.

Ich will mein ganzes Lebelang
Die schöne Tugend ehren,
Und niemals nach dem Lokgesang
Des frechen Lasters hören.

Es locke hin, es locke her!
Ich will den Kampf bestehen,

Um leichter und zufriedener
Den Lebensweg zu gehen.

Und weiß das Laster öfters sich
Wie Tugend zu verkleiden;
Dann, Weisheit, lehre Wahrheit mich
Vom Scheine unterscheiden!

Und froh und fröhlich sey mein Herz;
Denn Trübsinn macht nicht frömmer;
Doch voller Unschuld, wie der Scherz
Der sanften Frühlingslämmer.

Weit schlimmer ist des Lasters Gift,
Als Gift der tükschen Schlange;
Wenns Jüngling' oder Mädchen trift;
So welkt die Rosenwange;

Und Unschuld stirbt davon, so wie
Die junge zarte Lilie:
Drum will ich wachen, daß ich früh
Des Lasters Keim vertilge;

Will jeden fehlgethanen Tritt
Auf frischer That verbessern;
Wie leicht verführt ein kleiner Schritt
Uns nicht zu einem größern!

Und ist der größre erst gethan,
So lernt man weiter gehen;
Und so ists endlich um die Bahn
Der Tugend ganz geschehen.

Allein wer sie mit Muth betritt,
Dem strahlt von fern die Krone;
Drauf still zu stehn, ist schon ein Schritt,
Der uns entfernt vom Lohne.

Drum kühn hinan aus diesem Thal,
Wärs auch die steilste Höhe!

Die Bahn hinan! bis ich den Strahl
Der Siegerkrone sähe.

Und wenn einst hier mein Auge bricht,
Ich unter Veilchen schlafe;
So wekt mich einst ein Tag, doch nicht,
Das weis ich — nicht zur Strafe.

Und wach ich dann, o Engelchor,
Dann hör' ich deine Lieder;
Und alle die ich hier verlor,
O, Gott, seh ich dort wieder.

Ja hier folgt jeder edlen That
Der Hofnung süßer Segen;
Sie reift, wie grüne Weizensaat
Der Zeit der Ernt' entgegen.

Der Tag, wann ich was Gutes thu',
Ist hier, schon hier beglückend;
O schön ist er und dann die Ruh
Am Abend, wie erquickend!

Wenn dann so still vor meinem Blick
Die That des Tages schwebet;
Dann fühl ich ganz, wie hoch dies Glück
Den Geist zu Gott erhebet.

So glücklich lebt, so ruhig stirbt
Wer schöne Tugend ehret;
Kein Glück in dieser Welt erwirbt
Ihm das, was sie gewähret.

Mich schrecke nichts! müßt' ich auch noch
Um Tugend etwas dulden;
Wohlan! bleibt meine Seele doch
Rein von Gewissensschulden.

So will ich denn mein Lebelang,
Dich, schöne Tugend, ehren!
Und niemals nach dem Lokgesang
Des frechen Lasters hören!

Tiedge.

Kleine Geschichte für Prinzen, samt was man daraus lernen soll.

Es war einmal ein König in Persien, der hieß Kulichan, ein rechter Unhold gegen die Menschen.

Den Mogoln, seinen Nachbarn, fiel er ins Land, und nahm ihnen alles weg, was sie hatten, und schleppte es nach Persien.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht besser, und er wüthete noch ärger wie vor. Als er es nun so gar arg machte, vergaßen einige Große des Landes ihre Pflicht, machten einen Aufruhr, und sezten ihm das Messer an die Kehle.

Da hätte er es gerne besser gehabt, und schrie, und flehte: "Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!„

Die Aufrührer gaben ihm aber zur Antwort: „du hast in deinem Leben keinem Menschen Barmherzigkeit gethan, so soll dir, Hund, auch keine widerfahren.“ Und damit fuhr das Messer durch die Kehle.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: daß man Barmherzigkeit thun soll, ehe das Messer an der Kehle sizt. Claudius.

Diogen.

Als mit der Leuchte Diogen,
Um einen Menschen auszuspüren,
Durch alle Gassen von Athen
Umherzog, stieß ihm an den Thüren

Des Tempels der Barmherzigkeit,
Ein Priester auf.
Herr! eine Gabe
Rief Diogen, nur einen Deut,
Daß ich mein schwaches Alter labe!
„Mein Segen gnüge dir, mein Sohn!“
Versetzt der Pfaf und schlich davon.
Der Pilger trat vor einen Laden
Mit Kränzen, Fächern und Pomaden,
Und sprach zu einem schönen Weib:
Ihr kauft so viel zum Zeitvertreib,
Madam, o laßt euch eines Armen,
Der bald vor Hunger stirbt, erbarmen.
„Mich jammert Alter deine Noth;
Da, kaufe dir ein Gerstenbrod!“
Sie sprachs; gab drauf im Augenblicke
Ein ganzes Dutzend Silberstücke
Für einen Taschenspiegel hin.
Der Weise krazt sich in den Haaren
Und gieng.
Der Prinz von Salamin
Kam eben in die Stadt gefahren;
Diogenes lief zu ihm hin.
Er hing sich an den goldnen Wagen:
„Halt, Sohn der Götter, höre mich!“
Fort, Schlingel, hieß es, packe dich,
Sonst laß ich dich zu Tode schlagen!
Ein Sklave, der von ferne stand,
Sprang auf und riß mit wilder Hitze
Den Alten weg, und seine Hand
Warf ihm zween Heller in die Mütze.
Ihr Götter, rief der weise Mann,
Mehr, als ein König geben kann,
Gab dieser mir? Nun sterb ich gerne!
Er weint' und löschte die Laterne.

Pfeffel.

Hans und Märten.

Hans.

Ach, Märten, ein Sack mit Dukaten,
Ach dann wär uns beiden gerathen,
Ach hätten wir, hätten wir den!
Dann wollten wir zechen und schmausen,
Dann machte kein Amtmann uns Flausen,
Dann sollte der Schulze wohl sehn!

Märten.

Hans, geh mir mit deinen Dukaten,
Was helfen Muskatwein und Braten,
Wenn uns die Gesundheit gebricht?
Der Reichthum macht viele betreten,
Arbeiten woll'n wir und beten,
Mehr darf man zur Fröhlichkeit nicht.

Burmann.

Morgenlied.

Es flieht die Nacht,
Ich bin erwacht
Und seh den Morgen glühen,
Nun siegt das Licht,
Der Nebel bricht,
Die düstern Schatten fliehen.

Allweit und breit
Hielt Dunkelheit
Und Schlaf die Welt umfangen;
Und sieht! es tagt:
Die Welt erwacht;
Es glühn des Himmels Wangen.

O Gott, durch dich
Erwacht' auch ich,

Von süßem Labeschlummer;
Von dir bewacht,
Entfloh die Nacht
Ohn allen Harm und Kummer.

Was von dir kommt,
O Vater, frommt,
Ist lauter Lieb' und Segen —
Der Finsterniß
Rufst du: gewiß
Auch Finsterniß ist Segen.

O ich empfand,
Wie deine Hand
Mich väterlich bedeckte!
Und deine Kraft,
Die alles schaft,
Ists, die mich wieder weckte.

Ach, lehre mich
In allem dich,
Du großer Vater, finden!
Und, daß du da
Und dort mir nah,
Das schütze mich vor Sünden.

Karoline Rudolphi.

Fragment eines Gesprächs über die Frage:

Was ist ein Edelmann?

Allen jungen Edelleuten gewidmet.

Hr. v. Saalbader.

Zum Henker, was ist denn ein Edelmann?

Asmus. Es war in einem Lande ein Mann, der sich durch hohen Sinn, durch Rechtschaffen=

heit, Uneigennützigkeit und Großmuth über alle seines Gleichen erhob, und um alle seine Nachbarn verdient machte. Dieser Zirkel war aber nur klein, und weiter hin kannte man ihn nicht, so sehr man sein bedurfte. Da kam der Landesherr, der mit der goldnen Krone an seiner Stirn, und nannte diesen Edlen öffentlich seinen Angehörigen, und stämpelte ihn vor dem ganzen Lande als einen Mann, bei dem niemand je gefährdet sey, dem sich ein jedweder, Mann oder Weib, mit Leib und Seele sicher anvertrauen könne — und das ganze Land dankte dem Landesherrn und liebte den neuen Edelmann.

Und weil der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und der Sohn eines edlen Mannes auch ein edler Mann seyn wird: so stämpfelte der Landesherr in solchem Vertrauen sein ganzes Geschlecht in ihm mit; legte ihm auch etwas an Land und Leuten zu, wie Eisenfeil an dem Magneten, daß seine wohlthätige Natur, bis er ihn etwa selbst brauchte, daran zu thun und zu zehren hatte.

Hr. v. Saalbader. Auf diese Weise könnte ja ein bürgerlicher ein edler Mann seyn?

Asmus. Haben Sie davon je gezweifelt?

Hr. v. Saalbader. Ich will sagen: es kann einer edel seyn, und noch nicht adelich.

Asmus. Nicht allein das, sondern es kann auch einer noch adelich seyn, und nicht mehr edel: denn bis der Landesherr dem Stempel wieder tilgt, muß jederman, aus Achtung für den Landesherrn, den Edelmann als einen edlen Mann ehren, er mags seyn oder nicht

Hr. v. Saalbader. Immer besser. So wäre also der Adel nur eine Fontagne, die wieder abgenommen werden kann!

Asmus. Natürlich! Das geſchieht ja auch in der Welt. Warum wird einem Edelmanne auf dem Blutgerüſte ſein Wappen zerſchlagen? Der Landesherr kann ja unmöglich einen Edelmann ſtrafen; darum nimmt er zuvor ſein Wort zurück und tilgt ſeinen Stempel wieder.

Hr. v. Saalbader. Am Ende hätte alſo ein Edelmann vor dem bürgerlichen edlen Manne nichts voraus?

Asmus. Sehr vieles. Dieſer muß ſich erſt Achtung und Vertrauen erwerben, und gilt doch nur immer, wo man ihn kennt, bleibt doch nur Privatgut; der Edelmann gilt überall, iſt kurrente Münze unter der Autorität des Landesherrn, iſt öffentliches Gut, daran alle Menſchen ein Recht und zu dem ſie alle Vertrauen haben.

Hr. v. Saalbader. Und Ahnen und Alter der Familie, die wären denn gar nichts?

Asmus. Sehr vieles; oder rechnen ſie das wenig, wenn ein Geſchlecht von Vater auf Sohn viele hundert Jahre hindurch die Liebe und Freude der Menſchen und ein Segen der ganzen Gegend geweſen iſt?

Hr. v. Saalbader. (zu ſeiner Mutter.) Mais, chere Mama, Vous, qu'en jugez Vous et ce philoſophe comment Vous plait-il?

Fr. v. Saalbader. J'enrage, je fremis d'indignation, et je Vous defens de l'honorer derechef de Vous reſponſes. Il parle comme un ivre, comme un perroquet, comme un Harang, comme un —

Asmus. Gnädige Frau, ich vermuthe aus ihren Reden, daß Sie unwillig ſind. Es wäre mir ſehr leid, wenn ich Sie beleidigt hätte, und ich wollte Sie gerne wieder um Vergebung bitten. Aber ich habe weder Ihren Sohn, noch Ihren Adel beleidiget, habe Sie auch nicht be=

leidigen wollen. Und so werde ich mich am Ende über ihren Unwillen trösten müssen; es wäre mir aber doch lieber, wenn Sie nicht unwillig wären.

Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe Sie zu sehen, und vermuthlich werde ich diese Ehre nicht wieder haben; besinnen Sie sich, gnädige Frau! Ich ehre Ihren Stand, und wenn Sie ihn auch so ehrten, es würde Ihnen ein gut Theil besser zu Muthe seyn, als Ihnen jezt ist. Und mich dünkt, Sie sollen darum nicht zürnen, daß ich Ihnen das wohl gönnte. —

Claudius.

Das Bauerlied.

Der Vorsänger.

Im Anfang wars auf Erden
Nur finster, wüst und leer
Und sollt was seyn und werden,
Mußt es wo anders her.

Chor. Alle Bauern.

Alle gute Gabe
Kam oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

So ist es hergegangen
Am Anfang, als Gott sprach:
Und wie sichs angefangen,
So geht's noch diesen Tag.

Chor.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

Wir pflügen und wir streuen
Den Saamen auf das Land;
Doch Wachsthum und Gedeien
Steht nicht in unsrer Hand.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Der thut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träuft wenn wir heimgehen,
Wuchs und Gedeien d'rauf.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Der sendet Thau und Regen,
Und Sonn = und Mondenschein;
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künstlich ein.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Und bringt ihn dann behende
In unser Feld und Brod:
Es geht durch seine Hände
Kömmt aber her von Gott.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Was nah' ist und was ferne,
Von Gott kömmt alles her;
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

Chor

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Von Ihm sind Büsch und Blätter;
Und Korn und Obst von Ihm
Von Ihm mild Frühlingswetter,
Und Schnee und Ungestüm.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf;
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger

Er schenkt uns Vieh und Freude;
Er macht uns frisch und roth;
Er giebt den Kühen Weide
Und unsern Kindern Brod.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Auch frommseyn und vertrauen;
Und stiller edler Sinn,
Ihm flehn, und auf ihn schauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht;
Und rührt, die herzlich flehen,
Im Schlafe an bei Nacht.

Chor.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.
Darum so woll'n wir loben,
Und loben immerdar
Den großen Geber oben
Er ist's! und Er ist's gar!
Chor.
Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Von schönen blauen Himmel herab.

Claudius.

Ein Beispiel von einem ungerechten Argwohn und von der Ehrlichkeit eines Juden.

In einen Landhause ward ein kleiner lederner Beutel vermißt, worin ein Dukaten, eine halbe Pistole und einige Zweigroschenstücke sich befanden.

Weil kein Mensch in das Zimmer gekommen war, als die Magd, die es gekehrt hatte, so fiel der Verdacht auf sie. Sie ward befragt, aber sie versicherte aufs heiligste, daß sie nichts davon wisse,

Kurz darauf kam ein silberner Kaffelöffel weg, und bald nachher noch einer. Nun glaubte man, nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß ein geheimer Dieb im Hause sey; und weil der Verdacht noch immer auf der Magd ruhete; so ward sie fortgeschaft.

In eben diesem Hause hielt man eine Ziege, welche bei der Hausfrau so wohl angeschrieben war, daß sie sogar die Erlaubniß hatte, in ihrem Zimmer herumzulaufen. Einige Monate nach der Entwendung der obbenannten Sachen, fing diese an zu kränkeln, und so wenig Milch

zu geben, daß es nicht mehr der Mühe werth zu seyn schien, sie länger zu behalten. Sie ward also um ein geringes Geld an einen Juden verkauft, und von ihm geschlachtet.

Beim Reinigen der Eingeweide fanden sich im Magen der Ziege nicht allein die beiden silbernen Löffel, sondern auch der lederne Beutel mit den Gold- und Silbermünzen. Der Beutel war ganz eingeschrumpft und mit zähem Schleim überzogen. Und was that nun der Jude?

Behielt er etwa Geld und Löffel für sich, ohne jemanden ein Wort davon zu sagen? Oder gieng er etwa zu einem Advokaten, um sich zu erkundigen, ob nicht alles, was die Ziege bei sich gehabt habe, sein erkauftes Eigenthum wäre?

Nein! Der ehrliche Jude folgte allein der Stimme seines Gewissens, steckte den ganzen Schatz der vorigen Eigenthümerin der Ziege wieder zu, und rettete dadurch die verkannte Unschuld der Magd von einem Verdachte, welcher eben so unverdient als kränkend war.

Merkt euch, Kinder, diese Geschichte, weil sie euch von Zeit zu Zeit erinnern kann, daß es unter den Gliedern einer jeden Religionspartheі redliche und gewissenhafte Menschen gebe, und — daß man im Argwöhnen nie zu behutsam seyn könne. Aus öffentl. Nachrichten.

Verurtheile einen Menschen nicht auf seine Gesichtsbildung.

Der Herzog von S., einer der reichsten Pairs von Großbrittannien, war in London gewesen, und reisete einst von seinen nahen Landgütern zurück. Er hatte niemanden bei sich, als den Kutscher und einen Bedienen.

Er war noch nicht sechs Meilen von der Hauptstadt, und fuhr eben durch ein kleines Gehölz, als mit eins sein Wagen von sechs Räubern zu Pferde umringt ward. Zwei machten den Kutscher fest, zwei den Bedienten, und zwei besetzten die Schläge des Wagens, und hielten jeder dem Lord eine Pistole auf die Brust.

"Ihre Brieftasche, Milord!" sagte der eine von den Räubern, der ein abscheuliches Gesicht hatte.

Der Herzog griff in die Tasche, zog eine schwere Börse heraus, und reichte sie hin.

"Haben Sie die Gnade, Milord! Ihre Brieftasche!„ sagte der Räuber, der mit der linken Hand die Börse wog, und mit der rechten den Hahn der Pistole spannte.

Milord blieb kalt, zog seine Brieftasche heraus, und gab sie hin.

Der Räuber durchsuchte die Brieftasche, und Milord besah unterdes gelassen des Räubers Angesicht. Solche kleine starre Augen, eine so verschobene Nase, solche verzerte Wangen, einen so blöckenden Mund und ein solches Vorgebirge von Kin hatte der Herzog in seinem Leben nicht gesehen.

Der Räuber nahm einige Papiere aus der Brieftasche, und gab sie dann dem Herzog zurück.

„Glückliche Reise, Milord!" schrie er, und sprengte mit seinen Helfershelfern nach London zu.

Der Herzog kam zu Hause, untersuchte seine Brieftasche, in welcher er zweitausend fünfhundert Pfund an Banknoten gehabt hatte, und fand, wider sein Vermuthen, noch fünfhundert Pfund. Er freute sich über den Fund, erzählte die Geschichte seinen Freunden und sagte zu allen:

"Ich gäbe den Augenblick noch hundert Pfund, wenn ihr den Kerl gesehen hättet. Denn so kenntlich, als den, hat die Natur keinen Menschen zu Strassenräuber ausgezeichnet."

Er hatte die ganze Geschichte schon vergessen, und war zwei Jahr darauf in London, als er eines Morgens mit der Pennipost folgenden Brief erhielt:

Milord!

„Ich bin ein armer deutscher Jude. Der Fürst, dessen Unterthan ich war, sog uns das Blut aus, damit er Hirsche parforschjagen, und ihr Blut seinen Hunden zu lecken geben konnte.“

„Ich gieng mit fünf andern Juden nach Großbritanien, um mein Leben zu fristen. Unterweges ward ich krank, und das Fahrzeug, das uns vom Schiffe ans Land bringen sollte, wurde vom Sturm umgeworfen.“

„Ein Mann, den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, stand am Ufer, sprang in die See, und rettete mich mit Lebensgefahr. Er brachte mich in sein Haus, ließ mich warten und pflegen, und hielt mir einen Arzt. Es war ein Wollefabrikant, der zwölf lebendige Kinder hatte.“

„Ich wurde gesund, und er verlangte nichts von mir, als daß ich ihn bisweilen besuchen sollte.“

„Einige Zeit hernach kam ich wieder zu ihm, und fand ihn sehr traurig. Die amerikanischen Unruhen waren ausgebrochen; er hatte für achttausend Pfund Waare nach Boston geschickt, und die Kaufleute von Boston waren gewissenlos genug, sich den ausgebrochenen Krieg zu Nutze zu machen, und wollten nicht bezahlen. Er gestand mir, daß in vier Wochen ein Wechsel auf ihn fällig wäre, den er nicht zahlen könnte, und daß er ruinirt wäre, wenn er ihn nicht zahlte.“

„Gern hätte ich ihm geholfen, aber ich war es nicht im Stande. Ich überlegte, daß ich ihm mein Leben zu danken hätte, und beschloß, es ihm aufzuopfern.“

“Ich nahm die fünf Juden zu mir, die mir aus Deutschland gefolgt waren, und die mich

alle liebten, wie ich sie. Wir legten uns zusammen an die Straße, die Sie paßiren mußten, Milord; und Sie wissen vielleicht noch, was Ihnen begegnet ist.“

„Ich nahm aus Ihrer Brieftasche zweitausend Pfund, und in Ihrer Börse waren einhundert und zehn. Hierauf schrieb ich einen Brief unter unbekanntem Namen, schickte dem Manne die zweitauseud und funfzig Pfund, die er brauchte, und sagte: ich würde es wieder verlangen, sobald ich wüßte, daß ers hätte.

„Dadurch rettete ich damals den Mann; aber die Amerikaner zahlten auch nachher nicht, und der Mann starb vor acht Tagen insolvent *)

„Zum Glück gewann ich an dem nämlichen Tage vier Tausend Pfund in der Staatslotterie; und hier schicke ich Ihnen, Milord, mit Zinsen zurück, was ich Ihnen geraubt habe.

„Sie werden tausend Pfund darüber finden: diese geruhen Sie der F**schen Familie in S** zu schicken. Haben Sie die Gnade, sich bei dieser Gelegenheit nach einem armen Juden zu erkundigen, der ehemals von ihr gewartet worden ist.

„Mit dem Ueberrest geh' ich, nebst meinen Glaubensgenossen nach Deutschland zurück, will noch einmal versuchen, ob man uns da leben läßt.

„Ich schwöre Ihnen noch bei dem Gott meiner Väter, daß keine von unsern Pistolen geladen war, als wir Sie anfielen, Milord, und daß keiner von unserm Hirschfängern aus der Scheide gieng.

„Ersparen Sie sich vergebliche Nachforschung. Wenn Sie diesen Brief erhalten, sind wir schon einige Tage übers Meer. Der Gott meiner Väter erhalte Sie!“

*) Unvermögend seine Schulden zu bezahlen.

Der Herzog ließ sich nach der Familie des Wollefabrikanten und nach dem armen Juden erkundigen. Kein Wort im Briefe war erdichtet. Der Herzog schikte der Familie alles, was in dem Briefe des Juden lag, und versorgte sie noch obendrein.

"Hundert Pfund geb' ich, sagte der Herzog oft, wer mir das Gesicht des häßlichen Juden schaft, und tausend, wer mir den häßlichen Juden selber bringt.„

Aus den Bagatellen von Anton Wall.

Ein Lied für Gesunde.

Ich bin gesund — das ist so gut!
Das ist so dankenswerth!
Ach Gott, wer auf dem Siechbett ruht,
Fühlt erst, was er entbehrt.
Wie mancher lebt durchs ganze Jahr
Nicht einen muntern Tag!
Das ist ein Leben doch fürwahr,
Das man nicht neiden mag!
Und was sind doch wohl Hab' und Gut,
Und alle gelbe Spreu,
Fehlt uns Gesundheit, froher Muth
Und gutes Herz dabei?
Und hätte man die ganze Welt,
Und schlepte sich so siech,
Das Leben wäre doch vergält,
Und wäre jämmerlich.
Gesundheit ist denn wohl ein Schatz —
Weh dem, der sie entbehrt,
Und auf der Lüste Tummelplatz
Erst schwächt, und dann zerstört!
Ach, siecher Leib ist siecher Geist!
Sie stehn zu eng im Bund;

Wenn jenen Krankheit niederreißt,
Ist dieser nicht gesund.
Ach, was ist Daseyn ohne Kraft?
Ein Irren in der Nacht;
Ein Leben, das nur Elend schaft,
Und selbst zur Last uns macht.
Drum danke doch ein jeder Gott
Für der Gesundheit Glück;
Und wem es fehlt, dem gieb, o Gott,
Dies größte Lebensglück!
Zwar einmal gehn wir seiner quit,
Es bleibt beim alten Bund!
Doch, du giebst Kraft zum lezten Schrit;
Dort — ist man erst gesund!

Burmann.

Der Hund des Armen.

Ein großer Mann, der in Paris lange auf vornehmen Fuß gelebt hatte, gerieth durch unerwartete Unglücksfälle auf einmal in die tiefste Dürftigkeit.

Er sahe sich also genöthiget, sich aus der großen Welt zurükzuziehn und sich in einem entfernten Theile dieser Stadt in die Einsamkeit zu begeben.

Hier hatte er nichts, als was ihm die Almosenkasse der Kirche zuwarf. Er bekam wöchentlich so viel Brod, als für einen Menschen zureicht; dennoch mußte er zulezt mehr begehren.

Hierauf ließ ihn der Pfarrer vor sich fordern. Er kam.

"Leben Sie für sich allein?„ fragte der Pfarrer. — Mit wem sollte ich denn noch leben? Ich bin unglücklich; daß ichs bin, das sehen Sie, denn ich bitte ja um Almosen, und bin von der ganzen Welt verlassen.

"Nun, versezte der Pfarrer, wenn Sie allein leben, warum verlangen Sie denn mehr Brod, als für sie allein nöthig ist?„

Der arme Man gerieth über diese Frage in große Verlegenheit, und mußte endlich gestehen, daß er einen Hund hätte.

Der Pfarrer bat ihn, zu bedenken, daß er nur der Austheiler des Brods für Arme wäre; es wäre also nothwendig, daß er den Hund abschafte.

"Ach, ehrwürdiger Herr, sagte der Unglükliche mit Thränen in den Augen, wenn ich den Hund nicht mehr haben darf, wer wird mich denn lieben?„

Der gute Pfarrer empfand inniges Mitleiden, grif nach seiner Börse und gab sie ihm mit diesen Worten: "da, nehmen Sie das, das ist mein, das kann ich ihnen geben.„

Kartoffellied.

Pasteten hin, Pasteten her.
Was kümmern uns Pasteten?
Die Kumme hier ist auch nicht leer,
Und schmekt so gut, als bonne chere.
Von Fröschen und von Kröten
Und viel Pastet und Leckerbrod
Verdirbt nur Blut und Magen
Die Köche kochen lauter Noth
Sie kochen uns viel eher todt;
Ihr Herren laßt euch sagen.
Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiß, wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster. Claudius.

Ein Hofmarschal, wie es ihrer wenige giebt.

„Herr Hofmarschal, „ sagte eine würdige deutsche Fürstin, welche sich lieber einschränken, als Schulden machen wollte, „gehen sie das Verzeichniß meiner Hofbedienten durch, und bemerken sie am Rande, welche ich am bequemsten entbehren kann. „

Der Hofmarschal sezte seine Finger in Arbeit, und zeichnete so viel überflüssige Hofbedienten aus, daß die Fürstin, wenn sie alle diese Leute verabschiedete, nicht nur ihre Schulden bezahlen, sondern auch noch alle Jahr ein ansehnliches Kapital für sich erübrigen konnte.

„Gut, sagte sie, alle diese Herren und Damen, welche die wichtige Beschäftigung haben, an meinem Hofe müssig zu gehen, sollen ihrer Dienste entlassen seyn. „

„Das verhüte der Himmel, antwortete der brave Hofmarschal; denn ich habe nur bemerkt, welche Personen Ihrer Durchlaucht entbehrlich sind; aber unter allen diesen Personen ist keine einzige, welche Ihrer, meine gnädigste Fürstin, entbehren könnte! „

„Und wie kann ich in meiner Lage? „

„Sehr wohl, gnädigste Fürstin, denn ich habe zwei Personen übersehn, deren Gehalt das Gehalt aller der Unglücklichen aufwiegt, denen sie die Erlassung bestimmt haben. Sie sind Ihnen so entbehrlich, als irgend eine von den benannten, und der Unterschied zwischen beiden ist blos der, daß jene nicht unglücklich sind, wenn sie aus Ihren Diensten — aber nicht aus Ihrer Gnade entlassen werden, diese hingegen ein unvermeidliches Opfer werden, sobald Sie ihnen das eine

oder das andre entziehen. Beide Personen schmeicheln sich mit Ihrer auszeichnenden Huld, und es kommt blos darauf an, die schweigen zu lassen, damit sie nichts als die Stimme der Gerechtigkeit hören.„

„Und diese Personen wären?“

„Ich selbst, durchlauchtigste Fürstin, und die Oberhofmeisterin. — Wir haben uns beide vereint, unterthänigst um unsre Entlassung zu bitten. Wir haben Vermögen genug, um ohne Gehalt zu leben, und unsere Dienste sind Ihnen völlig entbehrlich. Warum sollten wir bleiben, um andere zu verdrängen, welche mit ihrer Stelle zugleich ihren Unterhalt verlieren würden?“

Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
 Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
 Und scheut nicht süß noch sauer,
War je ein Mann gesund, ist ers;
 Er krankt und kränkelt nimmer;
Weiß nichts von Nachschweiß noch Vapeurs
 Und schläft in kaltem Zimmer.
Er zieht sein Hemd im Freien an,
 Und läßts vorher nicht wärmen;
Und spottet über Flüß im Zahn,
 Und Kolik in Gedärmen.
Aus Blumen und aus Vogelsang
 Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
 Und alle warme Sachen.
Doch wenn die Füchse bellen sehr,
 Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
 Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
    Und Teich und Seen krachen,
Das klingt ihm gut, daß haßt er nicht;
    Dann will er sich todt lachen.
Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus,
    Beim Nordpol an dem Strande:
Doch hat er auch ein Sommerhaus
    Im lieben Schweizerlande.
Da ist er denn bald dort, bald hier,
    Gut Regiment zu führen;
Und, wenn er durchzieht, stehen wir,
    Und sehn ihn an, und frieren. Claudius.

Anekdote von einer pädagogischen Katze.

Man hat dem armen Katzengeschlechte so viel Böses nachgesagt, daß ich mich recht freue, auch einmal etwas zu seinem Lobe bekannt machen zu können.

In meinem Hause lebten noch vor acht Wochen zwo Katzen von sehr ungleicher Gemüthsart. Die eine, schön gezeichnet mit kaffebraunen Flecken auf schneeweissen Grunde, war die Faulheit und Naschhaftigkeit selbst; die andere, in schlichtem grauen Pelze, ohne alle Verbrämung, ist noch jetzt das Schrecken der Mäuse, und ein Muster treuer, emsiger und guter Katzen. Jene hieß man die Bunte, diese war ehemals die Graue und wird jetzt die Pädagogische genannt.

Die Bunte hatte ihren Wohnsitz in der Küche aufgeschlagen. Da lag sie, wie eine Staatsdame, hingestreckt auf ihrem Sopha von Säcken, oder was sich sonst eben zu ihrer Bequemlichkeit darbot, und rührte nicht Hand nicht Fuß, es

mußte denn seyn, daß die Köchin sich entfernte und etwas Naschbares zurückließ. Dann war sie flink darüber her; und kam die Köchin zurück, so fand sie leere Töpfe. Mäuse zu fangen, war ihr viel zu mühsam.

Die Graue hingegen war überall wo Mäuse waren, und wußte sie so geschickt zu fangen, daß Haus, Scheune und Garten in kurzer Zeit fast ganz davon befreit wurden. Daß sie daneben etwas, ihr nicht gegebenes genascht hätte, habe ich nie in Erfahrung gebracht.

Natürlicher Weise liebte jedermann im Hause diese Graue und haßte jene bunte Katze. Es ward Gericht gehalten, und einstimmig beschlossen: „die Bunte, als eine Erzdiebin, und als eine Last des Hauses, sollte sterben!“ Aber da die Zeit herannahete, daß sie Junge zur Welt bringen sollte: so ward die Vollziehung dieses Todesurtheils bis auf weiter ausgesetzt.

Jetzt waren die Jungen da, und nun zeigte sich die Verschiedenheit der Gemüthsarten beider Katzen in einem noch hellern Lichte. Die unnatürliche Mutter schien wenig sich aus ihren Kindern zu machen. Nahm man ihr eins so ließ sie es geschehen, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Die Graue hingegen, welche mit dieser jungen Brut in gar keinem Familienverhältniß stand, war wie vernarrt darin. Man sahe sie gemeiniglich in einer gewissen Entfernung der jungen Kätzchen gegen über liegen, die Augen unverwandt und mit einer Art von zärtlicher Freude und Sehnsucht auf sie geheftet. Hatte sie eine Maus gefangen: so ermangelte sie niemals, sie den geliebten Jungen vorzulegen, ohngeachtet diese noch keinen Gebrauch davon zu machen wußten. Nicht genug; sie entwandte sogar, wenn die Mutter sich entfernt hatte, zu wiederholten malen ein Junges, schleppte es in einen

entlegenen und verborgenen Winkel des Hauses, und litte lieber Hunger und Durst, als daß sie es verlassen hätte. Man hatte Mühe, sie damit auszukundschaften.

Jetzt waren die Jungen alt genug, um der bösen Mutter entbehren zu können. Es ward beschlossen, eine derselben aufzuziehen; die übrigen wurden verschenkt, und die Alte ersäuft.

Von diesem Augenblicke an war die Graue von der übrig gebliebenen jungen Katze unzertrennlich. Sie nahm das Lager der Ersäuften ein, bot ihrem Pflegekinde die Zizen dar, und ließ so lange daran saugen, bis endlich — wirklich Milch erfolgte. Nun ward sie ganz Mutter. Nun verließ sie ihr angenommenes Kind nicht einen Augenblick.

Es war ein rührendes Vergnügen, zu sehen, mit welchem innigen Wohlgefallen sie mit der Kleinen spielte, mit welcher zärtlichen Mutterliebe sie ihrem eigenen Munde die lieblichsten Leckerbissen entzog, und sie ihrem Pflegekinde gab, und mit welcher ängstlichen Unruhe sie denjenigen beobachtete, der es anrührte, oder von der Erde hob. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere, daß eine menschliche Mutter schwerlich stärker an ihrem leiblichen Kinde hängen kann, als diese Katze an einem Kätzchen hing, welches sie nicht gebohren hat.

Sobald die Junge laufen konnte, führte ihre mütterliche Freundin und Erzieherin sie aus, bald auf den Mäusefang, und bald auf die Vogeljagd im Garten, um sie durch ihr Beyspiel zu lehren, wie man sich geschickt dabei zu nehmen habe. Oft habe ich mit Vergnügen den Lekzionen beigewohnt, die sie ihr im Klettern gab. Sie schien anfangs recht mit Absicht einen der krümsten Bäume ausgesucht zu haben, um die ersten Uebungen so leicht als möglich zu ma-

chen. Einen solchen Baum erkletterte sie dann selbst zuerst mit rückwärts gewandtem Kopfe und unter wiederholtem Miauen, um ihre Schülerin zur Nachfolge einzuladen. Wann sie ihre Absicht erreicht hatte, sprang sie plötzlich herab, setzte sich an den Fuß des Baumes, und gafte hinauf, gleichsam als wenn sie beobachten wollte, wie die Kleine ihre Sachen machte. Dabei wurde unter wiederholtem Auf- und Abspringen so viel geschäckert, daß die Junge diese Uebung mehr für ein bloßes Spiel als für eine Lekzion halten mußte.

Noch jetzt, nachdem das Kätzchen schon mehrere Monate alt und beinahe erwachsen ist, sind beide unzertrennlich, und ihre gegenseitige Anhänglichkeit an einander scheint noch gar nicht vermindert zu seyn. Die Alte führt seitdem den wohlverdienten Namen der pädagogischen Katze, und man zeigt sie neugierigen Reisenden unter den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von **Trittow**. C.

Der Abend.

Es röthet sich des Hütchens Dach,
Es schwindet allgemach der Tag;
Der Abendwolke Silberthau
Tränkt meine liebe Blumenau.

Die Heerden ziehen satt und schwer
Vom hochbegras'ten Anger her,
Und geben gern zum frohen Dank
Der vollen Eiter süßen Trank.

Wie schauerlich die weite Flur!
Wie dämmerts rund in der Natur!
Und, o! mehr glänzt kein Fürstensaal,
Als meine Hütt im Abendstrahl.

Wie golden jedes Hälmchen Stroh;
Und hier dies Herz — wie froh, wie froh!
O wie so still und sorgenleer!
Und seine Lust, wie rein, wie hehr! —
So still, als Wies' und Flur und Hain
Ist meine Seel im Abendschein,
Wenn gleich der Sonne Pracht verglüht,
Wenn gleich ihr letzter Strahl entflieht!
Erhalt, o Gott, in meiner Brust,
Erhalt ihn rein, den Quell der Lust,
Gieb, daß nicht Tand, nicht Eitelkeit,
Je trübe seine Lauterkeit! —
Der West in meinen Bäumen lauscht,
Daß sich kein Blättchen regt noch rauscht,
Und immer bläßer wird der Strahl,
Und immer stiller wirds im Thal.
In dieser Stille merk ich ihn,
In dieser Stille sink ich hin,
Und bet' ihn an, auf dessen Wink
Die Still' einst Lebenskraft empfing.
Bald schließen diese Augen sich,
Bald labt der sanfte Schlummer mich;
Er labt mich eine kurze Nacht,
Bis freudenvoll mein Aug erwacht.
Sey mir gesegnet sanfte Ruh,
Des ernstern Schlummers Bild bist du —
Ihm folgt nach einer längern Nacht,
Des ewgen Morgens Glanz und Pracht.

Karoline Rudolphi.

Die Obsthhändlerin zu Paris.

Eine Obsthändlerin zu Paris, Namens Meuthe, nährte sich und ihre zehn Kinder, die sie von achtzehn noch am Leben hatte, von ihrem kleinen Handel und dem geringen Verdienste ihres zwei und sechzigjährigen Mannes.

Die

Die Meuthe hatte eine ledige Schwester von schlechten Sitten, die ihr nicht gut war, weil sie ihr oft Vermahnungen gab. Diese böse Schwester starb und hinterließ einen fünfjährigen Knaben, vermachte aber ihr ganzes Vermögen, welches in 40,000 Livres bestand, einer wohlhabenden Beckerinn.

Dies schmerzte die Meuthe und sie sprach hierüber mit einem Advokaten, der ihr aber sagte: daß kein Mittel wider diese Ungerechtigkeit vorhanden wäre. Bei dieser Gelegenheit hielt sie das Kind ihrer Schwester bei der Hand, umarmte es, und sagte mit bewegter Stimme:

„Nun gut, diesen Nachlaß meiner Schwester wird mir wohl niemand streitig machen; ich nehme ihn also zu mir, weil ich weiß, daß die Beckerin, um seiner los zu werden, ihn bald ins Spital schicken würde.“

Der Advokat stellte ihr vor, daß es ihr bei der Last ihrer eigenen zehn Kinder schwer fallen würde, auch dieses zu ernähren.

„Aber, sagte Meuthe, es ist ja nicht seine Schuld, daß er auf die Welt gekommen ist. Er will auch leben, und Gott wird schon helfen.“

Sie nahm den Knaben mit nach Hause und behandelte ihn eben so, wie ihre Kinder.

Diese Geschichte wurde voriges Jahr in einem der Pariser Journals bekannt gemacht, und es fanden sich sogleich viele Menschenfreunde, die durch diese schöne That gerührt, Geldgeschenke an die Verfasser des Journals sandten, um sie der Meuthe zuzustellen. In jeder Nummer des Blattes wurde eines neuen Wohlthäters erwähnt. Allein die glänzendste Belohnung wurde der guten Meuthe den 22 Februar dieses Jahr zu Theile, wie hier folgt:

Eine gewisse Gesellschaft zu Paris gab an diesem Tage ein prächtiges Fest. Die Versamm-

lung bestand aus mehr als 140 Personen von beiderlei Geschlecht und vom ersten Range.

Nachdem alle versammlet waren, gieng ein Vorhang auf; man erblickte die gute Meuthe auf einem Throne; ihre 10 Kinder standen um sie herum; der verwaisete Knabe saß zu ihren Füßen.

Diese ganze interessante Gruppe war auf Kosten der Gesellschaft, welche das Fest gab, gekleidet worden. Ein Mitglied derselben hielt eine rührende Rede, worin er das ganze Schauspiel, welches man vor sich hatte, erklärte. Eine der anwesenden Damen setzte der Meuthe eine Bürgerkrone auf, und eine andere überreichte ihr einen Beutel voll Geld. Die Gesellschaft adoptirte das Kind der Schwester der Meuthe und nahm dessen Erziehung auf sich. Alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt.

Kinder, wenn ich euch mein aufrichtiges Urtheil über diese Geschichte sagen soll: so gestehe ich zwar, daß ich das, was die gute Meuthe that, für ausnehmend schön und großmüthig halte; auch gefällt es mir sehr, daß in dem lustigen Paris noch Menschenfreunde gefunden wurden, welche die gute That der Meuthe rührte, und welche ihr dafür Freude zu machen suchten; aber daß sie das mit so vieler Feierlichkeit und Pomp thaten, daß sie die simple gutmüthige Person, die in der Einfalt ihres Herzens vielleicht sich gar nicht einfallen ließ, daß sie etwas so ausserordentlich Schönes und Lobenswürdiges gethan habe, zu einer Theaterheldin machten, sie paradiren ließen und dadurch die bescheidene, ehrgeizlose Einfalt ihres bis dahin guten Herzens vielleicht auf immer tödteten; das hat mir ganz und gar nicht gefallen wollen, und ich hoffe, es wird euch bei der Lesung dieser Geschichte eben so gegangen seyn.

Der Wandersmann und Kolibri.

Ein Mensch, der sich die Welt nie überdrüßig sah,
Der hinter Nubien, zu London und Surate,
In Lapland, Tripoli und Japon Brüder hatte,
Kam endlich nach Amerika.
Dergleichen lange Fahrt pflegt Schiffer abzumatten;
Er warf sich unter einen Baum,
Um unter dessen kühlem Schatten
Ein wenig auszuruhn; allein er schlummert kaum,
Als ihn ein stark Geräusch erwecket,
Davon er keinen Grund entdecket.
Indem er um sich sieht, so fliegt ein Vögelein,
Aus dem belaubten Ast, in dessen bunten Flügeln
Sich Gold und Iris *) Farben spiegeln.
Der Vogel selbst war wunderklein,
Und kaum von Maienkäfers Dicke.
Kannst du so rauschen, o du Mücke,
Rief hier der Wandersmann. Ja, sprach der Kolibri,
Hierüber darfst du dich nicht härmen.
Es heißt bei Menschen wie beim Vieh;
Der Kleinste macht den größten Lermen.

Lichtwer.

Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüsten Parther-Felder.
Schlug König Löw und Meister Bär
Den Richtstuhl auf: daß Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um sie her.
Die Kuh erschien zuerst und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt,

*) Der Regenbogen.

Ihr Kind, das Kalb, hab, eh es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sah umher, zu hören,
Wem sonst davon was wissend sey.
Ich, sprach der Wolf, kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabei.

Und wer verklagt dich? sprach der König;
Verläumder: fiel ihm jener ein,
Ich bin itzt krank und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen seyn.

Schweig! rief der Löwe; das Gewissen
Läßt einen Buben nirgends ruhn,
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir desgleichen thun.

So starb der Wolf, und wie man saget,
Verrieth sein Bauch, was er gethan;
Wer sich entschuldigt, eh man klaget,
Der giebt sich selbst zum Thäter an.

Lichtwer.

Ein Kriegslied und ein Friedenslied, künftigen Regenten gewidmet.

I. Kriegslied. im Jahr 1778.

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu seyn!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen,
Und blutig bleich und blaß
Die Geister der Erschlagnen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wakre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb todt
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnoth;

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöthen
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versamleten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu seyn!

Claudius.

II. Friedenslied, im Jahre 1779.

Die Kaiserin und Friederich,
Nach manchem Kampf und Siege,
Entzweiten endlich aber sich,
Und rüsteten zum Kriege;

Und zogen muthig aus ins Feld,
Und hatten stolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt
Und "Heldenruhm und Ehre„ —

Da fühlten beide groß und gut
Die Menschenvater=Würde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut
Der Krieg noch kosten würde;

Und dachten, wie doch alles gar
Vergänglich sey hienieden,
Und sahen an ihr graues Haar . . .,
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wohl nur fast wenig;
Doch rühm' ich drob die Kaiserin,
Und rühm' den alten König.

Denn das ist recht und wohlgethan.
Ist gut und fürstlich bieder!
Und jeder arme Unterthan
Schöpft neuen Odem wieder;

Ach, "Heldenruhm und Ehr„ ist Wahn!
Schrei' sich der Schmeichler heiser;
Die Güte ziemt den großen Mann,
Nicht eitle Lorberreiser.

Gut seyn, gut seyn, großmüthig seyn,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen!

Das machet selig, machet reich,
Wie die Apostel schreiben,
Ihr guten Fürsten, und wird Euch,
Nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird Euch Ruhm und Ehr' und Macht
Die Hüll' und Fülle geben,
Ein fröhlich Herz bei Tag und Nacht
Und Fried und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, davon
Wir frei nicht kommen mögen,
Euch schlecht und recht, ohn' eine Kron,
Hin in den Sarg zu legen;

So wird der Tod Euch freundlich seyn,
Euch sanft und bald hinrücken,
Und es wird Euer Leichenstein
Im Grabe Euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,
Die Großen mit den Kleinen,
Um Euch an Eures Grabes Thür
Von ganzem Herzen weinen. —

Nun! segne Gott, von oben an,
Die Theil am Frieden nahmen!
Gott segne jeden Ehrenmann,
Und straf' die Schmeichler! Amen!

Claudius.

Auf den Tod der Kaiserin.

Sie machte Frieden! das ist mein Gedicht.
War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Segen,
Und ging getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen.
Ein Welterobrer kann das nicht.
Sie machte Frieden, das ist mein Gedicht.

Claudius.

Herbstlied.

Wann auf das starre todte Thal
Der hohen Frühlings Sonne Stral
Voll Lebens und voll Segens lacht,
Und alles grün und blüh'nd macht;

Von unten auf bis oben an
Der Baum mit Blüten angethan,

In seinem vollen Prunke steht,
Und süße Düfte von sich weht;

Der Nachtigallen Lied den Wald,
Der Lerchen Chor die Flur durchschallt;
Dann ist es freilich gut und schön
Auf Gottes lieber Erde gehn.

Doch schön auch, wann der Sonne Licht
Durch dichte Nebel-Schleier bricht!
Wann nach der schwülen Hundstagszeit
Ein frisches Lüftchen uns erfreut;

Und dann der Baum in andrer Pracht
Uns wonniglich entgegen lacht:
Als wollt' er sagen: macht mich leicht:
Die vollen Zweige zu uns neigt;

Auch dann ists wahrlich schön und gut!
Und o! mir ist so wohl zu Muth,
Als blühten Strauch und Baum um mich;
Als wär's im Mai, so freu ich mich;

Und danke dann aus vollem Geist
Dem, der die Bäume blühen heißt,
Der Blüte Frucht erwekt und reift,
Und uns mit Wohlthun überhäuft.

H...e.

Inhalt.

Seite.

Das kleine Hanchen, da sie eine Henne mit ihren Jungen erblikte 1
Man muß sich so wenig als möglich von andern bedienen lassen 2
Der gute Niklas 3
De' fromme Wunsch eines Kindes 4
Sey nicht zu voreilig mit deinem Tadel —
Die Biene 7
Eine Abendlustbarkeit —
Die Mutter bei der Wiege 12
So gehts, wenn man nicht gehorsam ist 13
Mit welcher Freude eine Anzahl guter Kinder die geliebte Mutter und den Bruder ihrer Pflegemutter empfingen 15
Die beiden ungleichen Brüder 17
Frizchen an ein Vergismeinnichtblümchen 20
Frizchen, da seine Schwester wieder freundlich war 21
Der dankbare Anton 22
Ermunterung zur jugendlichen Thätigkeit 29
Aufmerksam 29
Winterfreude 31
Der Kanarienvogel, eine Erzählung 32
Loblied eines Kindes für den Lebensunterhalt 39
Zwei Gespräche. 40
Zweites Gespräch. / Erstes. 46
Netchen als sie ein junges Bäumchen pflanzte 50
Zur Warnung für Horcher 51
Gottliebs Reime auf Herrn C. R. Walchs Geburtstag 53
Liebe für Eltern 55
Die Geduld —
Ein ganz untrügliches Mittel sein Leben zu verlängern 56
Arbeitsamkeit 57 Körper 58
Abendlied 61 Wesen und Mensch 62
Am ersten Mai 65 Theil 67
Lied in Erholungsstunden zu singen 69
Gespräch über die Luft 70
Die Schiffahrt. Frizchen an seinen Freund Hänneschen 81
Der Mond 82
Wozu sind Arme und Reiche in der Welt 83
Das Pferd und der Hund. Eine Fabel 90
Die große Höhle bei Castleton in dem hohen Peak von Derbishire 191

Seite.

An unsre theure Mutter. Den 31 Julii 1782 C. J. W. J. 100
An die kleine Lotte zum Geburtstag 101
Leonore und Charlotte —
Fragment, nach einem nächtlichen Gewitter 107
An die kleine Henriette 108
Gute Folgen einer guten That 109
Neujahrsgeschenke aus Jamaika in Westindien, für ein Kind in Europa 111
Helmuth, eine Romanze 133
Der junge Adler 135
Eine Anekdote für junge Edelleute 136
Der sterbende Greis, eine Erzählung 138
Erfindung des Kaffegetränks 143
Das Veilchen 144
Ein Lied zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgehoben werden. 146
Seele 147
Die Feen, ein Märchen. 149. Der Frühling. 154
Die Gegend im Grase 155. Die Geduld 158
Geschichte einer merkw. Begebenheit Cooks Reise 159
Frühlingsgedanken 177
Nachricht von dem unglücklichen Ende Cooks 179
Erntelied 198 199
Diogenes und Bachides. (Ersterer erzählt) 200
Die untergehende Sonne. An Elisen. 207
Der Affe und Bär 208. Die Laster und die Strafe 209
Der Wandersmann und die Sonnenuhr 210
Die Gelassenheit 211. Zuruf an die Jugend 211
Sadi, eine Geschichte für junge Prinzen 213
Der Vorsatz 214
Kleine Geschichte für Prinzen 217 Diogen 217
Hans und Märten 219. Morgenlied 219
Fragment: Was ist ein Edelmann? 220
Das Bauernlied 223
Ein Beispiel von einem ungerechten Argwohn 226
Verurtheile niemand auf seine Gesichtsbildung 227
Ein Lied für Gesunde 231. Der Hund des Armen 232
Kartoffellied 233. Ein Hofmarschall 234
Ein Lied, hinterm Ofen zu singen 235
Anekdote von einer pädagogischen Katze 236
Der Abend 239. Die Obsthändlerin zu Paris 240
Der Wandersmann und der Kolibri 243
Der Löwe und der Wolf —
Ein Kriegslied 244. Ein Friedenslied 245
Auf den Tod der Kaiserin 247. Herbstlied. 247

Seite.

An unsre theure Mutter. Den 31 Julii 1782 C. J. W. J. 100
An die kleine Lotte zum Geburtstag 101
Leonore und Charlotte —
Fragment, nach einem nächtlichen Gewitter 107
An die kleine Henriette 108
Gute Folgen einer guten That 109
Neujahrsgeschenke aus Jamaika in Westindien, für ein Kind in Europa 111
Helmuth, eine Romanze 133
Der junge Adler 135
Eine Anekdote für junge Edelleute 136
Der sterbende Greis, eine Erzählung 138
Erfindung des Kaffegetränks 143
Das Veilchen 144
Ein Lied zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgehoben werden. 146
Seele 147
Die Feen, ein Märchen. 149. Der Frühling. 154
Die Gegend im Grase 155. Die Geduld 158
Geschichte einer merkw. Begebenheit Cooks Reise 159
Frühlingsgedanken 177
Nachricht von dem unglücklichen Ende Cooks 179
Erntelied 198 199
Diogenes und Bachides. (Ersterer erzählt) 200
Die untergehende Sonne. An Elisen. 207
Der Affe und Bär 208. Die Laster und die Strafe 209
Der Wandersmann und die Sonnenuhr 210
Die Gelassenheit 211. Zuruf an die Jugend 211
Sadi, eine Geschichte für junge Prinzen 213
Der Vorsatz 214
Kleine Geschichte für Prinzen 217 Diogen 217
Hans und Märten 219. Morgenlied 219
Fragment: Was ist ein Edelmann? 220
Das Bauernlied 223
Ein Beispiel von einem ungerechten Argwohn 226
Verurtheile niemand auf seine Gesichtsbildung 227
Ein Lied für Gesunde 231. Der Hund des Armen 232
Kartoffellied 233. Ein Hofmarschall 234
Ein Lied, hinterm Ofen zu singen 235
Anekdote von einer pädagogischen Katze 236
Der Abend 239. Die Obsthändlerin zu Paris 240
Der Wandersmann und der Kolibri 243
Der Löwe und der Wolf —
Ein Kriegslied 244. Ein Friedenslied 245
Auf den Tod der Kaiserin 247. Herbstlied. 247

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Kleine Kinderbibliothek

Bd.: 5

Wien 1789

Paed.pr. 4415 p-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761770-0
VD18 80046665-001